XXII. Jahrg. Berlin, den 17. Januar 1914. Nr. 16.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

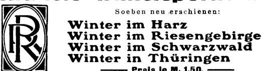


Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.


Soeben neu erschienen:
Winter im Harz
Winter im Riesengebirge
Winter im Schwarzwald
Winter in Thüringen
Preis je M. 1.50.
Sorgfält. Bearbeitung • Beste Karten • Handliches Format • Leichtes Gewicht • Biegsamer Einband
Käuflich in allen guten Buchhandlungen, wo nicht vorrätig unmittelbar vom
RICHTERS REISEFÜHRER-VERLAG, Hamburg I, Wallhof.



Berlin, den 17. Januar 1914.

Löschgranaten.

„Frankreich hat sich mit neuen Lasten und Fronpflichten bepackt, die ihm Willen und Kraft für die wichtigste Arbeit lähmen und deren Zweck doch nur sein kann, den Schein emsiger Rachebereitung zu wahren. Was können wir dagegen thun? Nicht viel. Ohne Gebrüstzeigen, daß unser Kraftaufwand den französischen zu überbieten vermöchte. Unwürdige Zumuthung mit der Wucht des in Ruhe Starken abwehren. Unter dem Alltagshimmel aber höflich sein und eine Nation, die sich gern einer schönen Frau aus vornehmem Haus vergleicht, nicht wie ein Hürchen behandeln, das sich vom Pächter im Wohnzimmer prügeln, im Bett mit süßen Katzenzungen füttern läßt. Und (die Hauptsache) jeden erfüllbaren Wunsch unseres Reichslandes erfüllen. Dem hat unverzeihliche Dummheit nun einmal das Allen gemeine, für Alle gleiche Wahlrecht beschert. Dem müssen wir endlich in dauerbare Ordnung helfen, aus der Zufriedenheit aufsprießen kann. Jede Volksabstimmung würde erweisen, daß Elsässer und Lothringer nicht den Rückfall an Frankreich wünschen; jede, daß sie in die Selbständigkeit eines von eigenem Recht lebenden Bundesstaates hinstreben. Dieses Wunsches Erfüllung wird allgemach möglich (und würde uns, wie von anderem Elend, auch von der schmählichen Entwerthung preußischer Bundesrathsstimmen erlösen). Preußen kann viel, hat, für sich und für Deutschland, Unvergängliches geleistet, strotzt heute noch in ungestümem Jugendmuth und braucht gegen Anwürfe keine

andere Wehr als den Stahlpanzer seines Genius, der aus stolz lächelndem Auge das Schmutzgerinnsel wegtropfen sieht. In elsässische, gar in lothringische Stammesart sich einfühlen: Das kann Preußen nicht. Dazu wäre eine Hingabe nöthig, die der männischen Borussenpersönlichkeit nicht abzutrotzen noch abzuschmeicheln ist. So lange ein Zwang in Fürsorgeerziehung, ins ungewohnt rauhe Reichsgewand unentbehrlich war, stand der preußische Landpfleger, Waibel, Büttel auf ihm gebührendem Platz. Jetzt ist zwischen Mosel und Rhein, zwischen Diedenhofen und Mülhausen das Volk in mündiges Selbstgefühl erwachsen. Im Reichsverband will es bleiben, doch seine Sonderheit auch, wie Bayern, Sachsen, Schwaben, Badener, drin zu ziemlicher Geltung bringen; und neun Zehntel aller Schwierigkeit kommen aus dem unklugen Versuch, dieses Volk in die preußische Wolljacke zu zwängen. Drum ist der Rath schädlich, die Nachfolge des Grafen Wedel (der alt ist und die hastige berliner Ablehnung seines Ausnahmegesetzentwurfes im Amt, ohne neue Ansehensminderung, nicht lange überleben kann) dem Prinzen August Wilhelm von Preußen anzuvertrauen. Dieser Prinz mag Manches gelernt haben, bescheiden und liebenswürdig geblieben sein: auf die Zinne des Reichslandes taugt er nicht; taugt kein Sohn des Kaisers. Der wäre, noch in der Rüstung mit bestem Willen, dort ein Fremdkörper, wie im ergrauten Straßburg, Kolmar, Metz berliner Stuckprunk; müßte, in einem an altem und wohlhabendem Adel armen Land, seinen Verkehr fast völlig auf den mitgebrachten Hofstaat und die Oberschicht der Offiziere und Beamten beschränken und würde so zum lebenden, ragenden Wahrzeichen der Scheidung in einheimische und eingewanderte Menschheit. Er könnte, wenn ihn Gewissenspflicht, nicht die Lust an der fast einzigen dem Civilprinzen zugänglichen Pfründe stimmt, des Lebens, des Wirkens niemals froh werden; auf diesem Vorposten, von dem er nur nach staatsrechtlicher Theorie absetzbar wäre, dem Deutschen Reich niemals nützen. Dessen Südwestecke ersehnt nicht eine preußische Sekundogenitur (die von allen Bundesstaaten, großen und kleinen, ungern geduldet würde), sondern die ihrem eigensinnigen Wesen, wie die Schale dem Fruchtkern, angepaßte Staatsform, die ihr gestattet, von dem aus der Wurzel steigenden Saft die Wölbung der Blüthenkrone zu hoffen. Republik (warum nicht, da die Hansestädte gedeihen und in zärtlichem

Hätschelverhältniß zum Kaiser stehen?) oder eine aus der Scholle süddeutsch-katholischen Empfindens erwachsene Dynastie, der rasche Einfühlung ins Allemannenthum gelingt und die sich an der Schärfe des Lothringertones nicht wundreibt. Wird das Reichsland aus der unfruchtbaren Zwieherrschaft importirter Preußen und strebsamer, scheel angeschauter Notablen erlöst, wird es, im vierundvierzigsten Lebensjahr, ein in sich freier, zufriedener Bundesstaat, dann ersucht es sehr bald die Franzosen, ihr Werben, Tröften, Wühlen einzustellen und den Rächerdurst aus anderem Born zu stillen; dann seht Ihr die Elsässer und Lothringer sogar, die heute lieber noch Französlinge als Preußens Fürsorgezöglinge und Nachäffer scheinen, von Stolz und Nutztrieb fest in die fröhliche Empfindung unausrodbarer Urdeutschheit gerammt. Was bliebe danach dem Nachbar? Soll er Wohlthat aufzuzwingen trachten, die nicht gewünscht, deren dreifarbiges Gewimpel schon als Belästigung empfunden wird? Alles in vier Kontinenten Erworbene an einen Krieg setzen, aus dem er als Sieger zwei ihm entwöhnte, ihm widerspänstige Provinzen und die Totfeindschaft von sechsundsechzig Millionen Menschen heimbrächte? Nein. Frankreich war oft jäh, hat oft sich fesselnder Vernunft entrafft, doch nie in plumpe Aufdringlichkeit verpöbelt. Neben einem zufriedenen Allemannenstaat (dessen Eisengurt nicht leichter, nicht weicher werden dürfte) würde es sich schnell in den Umstand neuer Zeit schicken; neuer Lebensart, die es aufathmen ließe. Honoris causa zwischen Hardt und Meurthe eine winzige Grenzregulirung mit einfacher, von behutsamem Taktgefühl ersonnener Gedächtnißfeier. Ein der Aequatorialprovinz nützlicher Ausgleich in West- und Mittelafrika. Austausch des Anspruches auf Syrien gegen deutsche Verbürgung des Gesammtbesitzstandes der Republik (der so groß ist, daß er einem Volk von viel höherer Kopfzahl auf ein Jahrhundert hinaus reichlich lohnende Arbeit böte und der Weitung nach Kleinasien wahrlich nicht bedarf). Am nächsten Tag könnte die Heereszisser herabgesetzt, von dem überschüssigen Haushaltsgeld Marine, Luftschiffahrt, Kolonialverwaltung genährt werden. Deutscher Wucht sich Frankreichs Flamme vermählen."

Seit diese Sätze hier gelesen wurden, ist ein Halbjahr vergangen. Und fast drei Jahre ists her, seit, in den ersten Tagen des Kampfes um die Reichslandesverfassung, hier gewarnt wurde:

„Den Elsässern und Lothringern konnte man Allerlei geben; aber nur, wenn sie laut sagten: ‚Damit sind wir zufrieden; mehr fordern wir nicht von dem Deutschen Reich, dem wir uns froh und stolz von heute anzurechnen.‘ Nach solcher Erklärung müßten die Franzosen Reugeld zahlen und die Hetzhunde zurückpfeifen. In einem unzufriedenen Grenzland ein Parlament, das als Abschlagsrate genommen wird: da könnten wir Niedliches erleben.“ Als Herr von Bethmann dann ungefähr alles von seinem Mund „unannehmbar“ Genannte angenommen und sich dadurch einen Sieg erhandelt hatte, stand hier über den neuen Pyrrhus das Urtheil: „Was er zerstört hat, ersteht nicht leicht aus den Trümmern. Seiner Geschicklichkeit darf er sich rühmen. Doch die Nation wird ihm nicht verzeihen. Auch der Kaiser nicht, dessen Auge die Folgen erblickt.“ Die sind länger nun nicht zu verhüllen. Geschehenes aber läßt sich weder wegschwatzen noch mit der Bayonnettespitze aus der Erde jäten. Zurück in Diktatur, Paßzwang, Absperrung? Das wäre, weil das junge Verfassungrecht, wie Schutt, fortgekarrt werden müßte, erst nach einer Aenderung des Reichswahlrechtes möglich; und weil schon der Entschluß zu solchem Rückzug das Geständniß kläglichster Ohnmacht wäre, dürfte ein deutscher Staatsmann niemals dazu rathen. Noch sind, nach langwieriger Nervenaufpeitschung, die Sinne wirr und mancher redliche Deutsche meint, die wichtigste Pflicht dränge jetzt in den Beweis, daß wir das knirschende, pfauchende Reichsland in Ruhe bändigen können. Solcher Beweis wäre noch heute nicht schwer; doch ertraglos. Ohne Minderung der Reichskraft Elsaß-Lothringen in Zufriedenheit einzuwurzeln: da ist die Aufgabe; eine noch zu bewältigende. Aus drei französischen Departements, die nie in Staatseinheit gegürtet waren und in denen völlig im Wesen verschiedene Stämme, Süddeutsche und Nordfranzosen, neben einander lebten, ist ein Staat gemacht worden. Dessen Vertheilung an die drei Nachbarn ist nicht mehr möglich. Die Fürsorgeerziehung, die bald ein Halbjahrhundert währt, muß einmal enden. Die Staatshülfe braucht einen Kern, die künstlich aus einander fremden Volksthumsstoffen geschweißte Nation der Elsaß-Lothringer das Bewußtsein der Gemeinschaft und Verantwortlichkeit. Diese Menschen müssen empfinden, daß sie, politisch und wirthschaftlich, für sich selbst arbeiten; von eigenem Recht leben und nicht, hinter der Fassade einer straßburger Re-

girung, vom Wink der Berliner geleitet werden. Sie müssen sich, mit einem Senat oder (was ihnen bekömmlicher wäre) mit einer reichen Dynastie, die anständig Hof hielte, nach ihrem Belieben einrichten, dem Reich das ihm von jedem Bundesstaat Geschuldete geben, aber aus dem Mißgefühl erlöst werden, daß sie, unter allen deutschen Volkheiten nur sie, sich als eigensinnige Individualität nicht durchsetzen dürfen. Sonst kommen wir nicht in Ordnung. Ist Elsaß-Lothringen im Reichsgebiet zufrieden, dann muß Frankreich, endlich, den Trauerflor ablegen. Und Deutschlands europäische Stellung wäre, mit kleinerem Aufwand, fester gesichert als je.

Bis das Licht solcher Erkenntniß den Reichsgipfeln tagt, muß neuem Fehl, neuer Unheilsstiftung vorgebeugt werden. Nur schwachgemuthe Thorheit kann rathen, den nöthigen Personenwechsel aufzuschieben. Je schneller die Trias Wedel-Bulach-Mandel verschwindet, desto besser. Mit dem Erweis ihrer Mißgriffe, ihres Irrthums würde kostbare Zeit vergeudet; und noch im Gewande der Unschuld wären die Drei um das zur Regirung gerade dort nöthige Ansehen. Die ganze Summe der Eigenschaften, die der Statthalter heute braucht, hat unter allen Sichtbaren nur Einer: Fürst Bülow. Jedes seiner Talente wäre da recht am Ort. Er würde den Corpsführern und den Leuten der Wilhelmstraße imponiren, jede scharf hervorstehende Kante behend abhobeln, dem gemeinen Mann und der Oberschicht liebenswürdig scheinen und Berlin dem Glauben entwöhnen, daß es in allen Kram des Reichslandes dreinzureden habe. Schöpferkraft fordert der Posten nicht. Und dem Fürsten ist nicht zuzutrauen, daß er, nach kleiner Pedanten Unart, fragen werde, ob er auch nicht um ein Leitersprößlein heruntersteige. Er kann (und muß) seinen Machtbezirk deutlich (und nicht zu eng) abgrenzen; und fände die Möglichkeit, seinem Vaterland aus einer finsteren Stunde zu helfen. Ehe das Spektakel von Zabern zu ahnen war, habe ich auf ihn als den für das Amt Tauglichsten gewiesen. Heute ist es wichtiger als je zuvor in der Reichsgeschichte. Will ers (oder der Kaiser ihn) nicht, dann wäre, zunächst, an den Freiherrn von Schorlemer-Lieser zu denken. Für die Landwirthschaft kann, im Kampf um neue Handelsverträge, auch ein Anderer sorgen. Für das Kanzleramt, das ihm (weil Herr von Tirpitz auf seiner Weigerung steht, die Kandidatur Lichnowsky nicht ernst genommen und gegen den Grafen Bernstorff mit allen Listen des

Himmels und der Hölle gearbeitet wird) noch zugedacht scheint, fehlt ihm die Erfahrung in internationalem Geschäft und die Vorschulung zu innerlich freier Herrschaft über Menschen und Umstände. In Straßburg hätte er Muße und Gelegenheit zu stärkerer Wesensrüstung. Und er ist sehr reich, Katholik, nicht fraktionell abgestempelt, nicht barsch und stachelig, aber auch nicht leicht knetbaren Willens. Wird noch einmal der Falsche an die Ill geschickt, dann keimt uns böse Gefahr. Noch braucht Wilhelm keinen Alba. Nur Einen, der Mann ist, seine Helfer menschenkundig zu wählen und sich in das Wesen der Elsässer und Lothringer einzufühlen weiß. Die sind nicht so pechschwarz, wie der Groll enttäuschter Preußen sie jetzt malt. Ihre Geschichte erklärt das wunderliche, den fremden Betrachter oft ärgernde Gemisch ihrer Wesenszüge. Römer und Goten, Alanen und Allemannen, die Häupter des Ostfränkischen und des Austrasischen Reiches, Frankreichs und Spaniens haben den Bewohnern dieser Landfetzen befohlen. Ein Halbjahrtausend lang sahen sie wechselnde Staatshoheitzeichen. Ein Deutscher, ein Egon von Fürstenberg, verrieth ihre Heimath und Hauptstadt dem Franzosenkönig. Im achtzehnten Jahrhundert schanzten sie sich in das Hochgefühl, Franzosen zu heißen; wurde ihren kräftigsten Söhnen, den Kleber und Rapp, Kellermann und Ney, die Sache Frankreichs, der Weltbefreierin, Weltherrscherin, Lebensinhalt und Schicksal. Im Westen Rousseau, Robespierre, Bonaparte, Menschenrecht, Freiheit, Ruhm, im Osten der Jammer des zerfallenden Reiches, die Schmach des Rheinbundes, die Schande fortwährenden Volksverrathes. Dennoch fanden die gegen Napoleon Verbündeten (deren Sechstes Corps am neunten Januar 1813 zwei Reiterregimenter nach Zabern vorschickte) im Elsaß, unter buntem Behang, noch das Kleid deutscher Kultur. Zwei Jahre danach weissagte Rückerts Gedicht den Tag, „da wohnen wird und wachen ein Fürst auf deutscher Flur". Ueber die Stimmung des Jahres 1825 schreibt Graf Ferdinand von Dürckheim-Montmartin: „So deutsch war noch Alles im Elsaß, daß wir vom Franzosenthum nur das Gute, Edle spürten; höchstens beleidigten die französischen Spottnamen (Allemand, tête carrée) das elsässische Ohr." Als dieser Graf 1840 Unterpräfekt von Weißenburg geworden war, zeigten Bürger, Beamte, Bauern, „daß sie froh waren, zum ersten Mal einen Unterpräfekten zu besitzen, der Deutsch spreche und ihre Gewohnheiten und Sitten besser verstehen werde als ein

Stockfranzose. Die Regirung wollte durchaus, daß die französische Sprache in der Volksschule herrsche; den armen Kindern vom Land wurde es aber sehr schwer, sich auch nur die nöthigsten welschen Worte einzuprägen, und ihre Aussprache blieb immer fast unverständlich." Als gar aus dem pariser Kultusministerium die Weisung kam, in den Religionstunden Französisch zu sprechen, sträubten Katholiken und Protestanten sich heftig wider den Befehl und der Bischof Raes antwortete, sein Gewissen gebiete ihm, die Grundbegriffe des Glaubens und der Sittlichkeit den Kindern nur in ihrer Muttersprache zu künden. Der selbe Graf Dürckheim, der unter Louis Philippe und Louis Napoleon gedient und sein Schloß Fröschweiler mit den in Malmaison von Bonaparte und Josephine benutzten Möbeln geschmückt hatte, erlebte dann, daß die geistlichen Herren die deutsche Regirung verdammten, weil sie im Elsaß den Kindern die Muttersprache raube; und wurde von den Stammesgenossen wie ein Verräther geächtet, weil er an seine Abkunft aus einem deutschen Edelmannshaus zu erinnern wagte. Im März 1872 hörte er aus Bismarcks Mund die Sätze: „Die Elsässer galten mir immer als die Elite Frankreichs; sie waren dessen beste Soldaten und vereinen die guten Eigenschaften beider Völker. Ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen müssen die neuen Einrichtungen sich anpassen. Das Land braucht Arbeiter, nicht Fürsten und Hofchargen. Fürsten wollen sich amusiren: und dazu fehlt bei Ihnen die Gelegenheit. Das Wichtigste ist mir, daß möglichst viele Elsässer an der Verwaltung ihrer Heimath mitwirken." Dürckheim sagt: „Unter den Kindern der selben Mutter, des selben Vaters sind bei uns deutsche und französische Gemüther." Er sieht noch den schwunglos fleißigen Bureaukraten Möller, den geschäftigen, doch von Beifallsucht geblendeten Marschall Manteuffel am Werk. Und schreibt, 1887, als Greis: „Windthorst ist im Elsaß mächtiger als Möller, Manteuffel und Bismarck zusammen." Fraget Euch, wessen Stern, Frankreichs oder Deutschlands, seitdem an Leuchtkraft gewann; und wohin aus dem Elsaß die Viertelmilliarde floh.

Im Preußenlandtag hat ein Abgeordneter gestöhnt, das Elend sei entstanden, weil „in der Beamtenschaft des Reichslandes das preußische Element ganz fehle"; deshalb müsse sie schlechter arbeiten als die Militärbehörde. Der, Herr Abgeordneter, steht ein aus Baden stammender General vor; und das Haupt der Civilverwaltung ist ein preußischer Graf. Richtig ist (und hier mehr

als einmal erwähnt worden), daß der Nothbau nicht so übel aussah, als die Preußen Puttkamer und Köller im Amt des Hauswartes saßen; richtig, daß ein preußisches System unmöglich wird, wenn mans nicht mehr von der zähen Tüchtigkeit robuster Preußen, sondern von strebsamen Notablen leidlichen Mittelmaßes bedienen läßt. Erstens aber ist, seit nur auf einem höheren Stuhl noch, im kolmarer Bezirkspräsidium, ein Altpreuße thront, die allgemeine, gleiche, direkte Wahl bewilligt und die Konstitution des Landes vom Grundgebälk bis an den Giebel geändert worden; in solchem Parlament würde einem dem Land Fremden die Führung ungemein schwer und Vernunft müßte drum auch dem nächsten Statthalter rathen, das Staatssekretariat einem Sohn des Reichslandes (nicht eines pariser Höflings) zu öffnen. Zweitens: Dürften wir aus stolzem Vertrauen auf ein Reichsland blicken, das im vierundvierzigsten Jahr deutscher Herrschaft nur, wie eine Strafkolonie, von importirten Beamten in Ruhe zu halten wäre? Und muß, drittens, ein vom Volk Abgeordneter mit dem schrillen Ausgeklingel preußischer Ueberlegenheit jeden anderen deutschen Stamm bis ins Blut hinein kränken? „Alles verkümmert, verrostet, weil auch in Südwest eben nur der Preuße regiren kann." Die milde Seele des Mannheimers Bassermann mag vom Parteigenossen solches Urtheil hinnehmen. In Bayern, Baden, Württemberg, Sachsen und in den kleineren Bundesstaaten wird mans nicht gern hören. Falsch und gefährlich: in einem Satz war kaum mehr zu leisten. Spricht denn und regt sich nirgends im Lande der klügsten Händler noch der Sinn, der politisch Nothwendiges wittert?

Das Schauspiel der zweiten Januarwoche lehrt es uns fürchten. Oberst von Reuter und seine Lieutenants sind von aller Schuld freigesprochen worden. Dieser Freispruch wird gepriesen, bejubelt, als habe er das Deutsche Reich mit Segensfülle begnadet; und dem Volk, den Verwaltern und Richtern von Elsaß-Lothringen wird schimpflicher Verdacht ans Zeug geflickt. Rohes, tückisches, feiges Gesindel, das allem Deutschthum Todfeindschaft geschworen hat; unfähige, gewissenlose Schlemmer, die, trotz dem Beamteneid, mit dem Pöbel gegen die Obrigkeit paktiren; Richter, denen Wuth das Pflichtgefühl zerfressen hat und die für trügende Gedächtnißbilder dreist den Zeugeneid einsetzen. Wäre der Zustand so, dann geböte das Reichsinteresse, ihn höchstens behutsam anzudeuten. Wie die Kunde von hehrem Triumph Germaniens aber

wird der neuste, allerneuste Fund durch die Straßen geschleppt. Gestern: „Säbelherrschaft verwilderter Soldateska; Alles kaput; zum Heulen.“ Heute: „Verseuchung eines ganzen Beamtenkörpers; schmählichste Anarchie; zum Rasen.“ Heute wie gestern: Kinderei; unwürdig eines ernsten, reifen Volkes. Das jetzt dem Erdkreis gezeigte Ergebniß ist das schlimmste, das zu erdenken war; das dem Ansehen Deutschlands schädlichste. Einen täppischen Lieutenant, einen im Diensteifer über die Grenze seiner Befehlsgewalt hinauslangenden Regimentskommandeur: jedes Heer hat irgendwo solche Gestalten; ihrer braucht das tüchtigste sich nicht zu schämen. Freunden und Feinden wird nun aber zugeschrien: „Im Reichsland werden die Vertreter und Bürger des Reiches grimmig gehaßt und mit allen Listen schnöder Niedertracht angefeindet; gegen diese Schmach versagt die Beamtenschaft völlig und nur Bayonnette, Säbel, Maschinengewehr vermag die Ruhe zu sichern.“ Ist der Instinkt aus Politikerköpfen in Zuchtbullen gefahren? Herr Chauvin selbst konnte sich frohere Botschaft nicht erwünschen.

Ueber die straßburger Kriegsgerichtsverhandlungen ausführlich zu reden, wäre bequem; noch aber nicht nützlich. Was ist Wahrheit? Was Recht? Am neunzehnten Dezember 1913 haben vier Offiziere und zwei Kriegsgerichtsräthe den Lieutenant Freiherrn von Forstner des rechtswidrigen Waffengebrauches und der Körperverletzung mit einer Waffe schuldig gefunden. Am zehnten Januar fanden fünf Offiziere und drei Kriegsgerichtsrä he sein Handeln löblich. Denn der lahme Schuster, den er verhaften ließ, hatte, obwohl ihn vier Soldaten hielten, für eines Augenblickes Dauer „einen Arm freibekommen und eine verdächtige Bewegung gemacht“: also durfte der Lieutenant, „an sich schon gereizt und in einer Verfassung, die ihn überall Angriffe fürchten ließ“, glauben, der Schuster werde ein Messer zücken und ihn verwunden; „er konnte nicht warten, bis ihm das Messer zwischen den Rippen saß, sondern mußte sofort mit dem Säbel zuschlagen.“ Der Schuster hatte nicht geschimpft, nicht gedroht, nur um sich geschlagen, als vier Mann und ein Fähnrich ihn abführen wollten; in seiner Hand war nicht die kleinste Waffe. Aber der Lieutenant „hatte gehört, daß man die Messer gebrauchen wolle“. Er konnte zurücktreten und seinen Leuten zurufen: „Haltet des Mannes Arme fest!“ Nein: „er hat dem Schuster mit dem Säbel Eins über den Kopf gegeben und die Kopfhaut durchtrennt; aber die Wunde

brauchte nicht vernäht zu werden und ist jetzt wieder völlig verheilt" (sechs Wochen nach dem Hieb). „Diese Art der Vertheidigung war nach der Ansicht des Oberkriegsgerichtes durchaus angebracht." Der Vertheidigung eines bewaffneten Soldatenzugführers gegen die von ihm nur vermuthete Absicht (eines schuldlos Verhafteten) auf thätlichen Angriff. Der Schuster sagt, daß er solche Absicht nicht hatte (und wäre der Tollheit nah gewesen, wenn er einen bewaffneten Offizier im Kreise seiner Mannschaft geschlagen oder mit einem Taschenmesser gestochen hätte). Das Oberkriegsgericht (das einem preußischen Lieutenant „Bestürzung, Furcht oder Schrecken", die, nach dem Gesetz, die Strafe ausschließenden Merkmale, nicht zutraut): „Die Grenze der Nothwehr ist nicht überschritten." Das Reichsgericht: „Ob die Art der Vertheidigung zur Abwehr geboten war, ist nach der objektiven Sachlage, nicht nach der subjektiven Anschauung des Handelnden, zu beurtheilen. Wesentlich ist auch, ob die Hilfbereitschaft Dritter zur Stelle war und der Angegriffene sich fest auf sie verlassen konnte." Freiherr von Forstner war nicht angegriffen; hatte weder Grund, selbst den Ungeberdigen zu packen noch sich in dessen Armbereich zu halten; und konnte sich auf jeden Mann seines Zuges fest verlassen. Ein Kriminalanwalt, der unter solchen Umständen den Strafausschluß des Nothwehrparagraphen heischte, hätte in Moabit keinen leichten Stand. Oberst von Reuter, dessen Rede und Haltung vor dem Kriegsgericht so würdig war, wie man sie von dem Kommandeur eines Regimentes erwarten durfte, wurde freigesprochen, weil Polizei und Gendarmerie die Ruhe, nach seiner Meinung, nicht gesichert hatten und er, nach der Kabinetsordre vom siebenzehnten Oktober 1820, „befugt und verpflichtet war, auch ohne Requisition der Civilbehörde einzugreifen und den Befehl, dem diese Behörde sich zu fügen hat, zu übernehmen." Wie diese Befugniß und Pflicht mit dem Artikel 36 der preußischen Verfassung, nach dem „die bewaffnete Macht zur Unterdrückung innerer Unruhen nur auf Requisition der Civilbehörde verwendet werden kann", in Willenseinklang zu bringen wäre, brauchte die Kriegsgerichte nicht zu kümmern; ihre Urtheile erwähnen auch nur Forstners, nicht Preußens Verfassung. War aber der Befehl, dem Herr von Reuter (daran dürfte selbst der wildeste Armeefeind nicht zweifeln) blind folgen mußte, nicht schon im Ermittlungverfahren „festzustellen" und die Eröffnung des Hauptver-

fahrens zu vermeiden? Wozu wurde der Oberst der Amtsanmaßung, Freiheitberaubung, Nöthigung angeklagt, da er sich gewiß doch sofort auf den Befehl des Kriegsherrn berufen hatte? Wen wollte man treffen? Das ist eine Frage von vielen. Wozu im Reichstag der ekle Lärm, des Kanzlers Zugeständniß, daß wider den Geist des Gesetzes gehandelt worden sei, der Depeschensturm auf, die lange Reise nach, das kurze Kolloquium in Donaueschingen? Was nun festgestellt worden ist, träger Wille und Unzulänglichkeit der Kreisbehörden, Recht und Pflicht des Truppenkommandos, war an einem Vormittag zu ergründen. Und den Interpellanten im Reichstag zu antworten: „Aufläufe; Offiziere beschimpft und mit Steinen beworfen; Polizei und Gendarmen boten nicht ausreichende Sicherung; Militär griff, nach der Vorschrift, ein; wer sich verletzt glaubt, wende sich ans zuständige Gericht." Hier aber gähnt nächtiges Dunkel. Unbestreitbar ist nur, daß im Dezember, auch „an den maßgebenden Stellen", der ganze Handel anders beurtheilt worden sein muß als im Januar. Als Generalmajor Kühn in Zabern Offiziere und Beamte, der Kaiser im Schloß des Oesterreichers Max Egon Fürstenberg den Kanzler, Statthalter, Kommandirenden General verhört hatte, wurde Reuter mit seinem Regiment auf den Uebungplatz quartirt; kam aus der Statthalterei ein Zettel, der nur als Urkunde des Sieges zu deuten war; sprach der Staatssekretär Zorn von Bulach: „Die Civilverwaltung hat ihre Pflicht erfüllt, das Militär aber ungesetzlich gehandelt"; und telegraphirte an eine berliner Zeitung: „Habe jetzt keinen Grund mehr, Abschied zu erbitten." Was ist seitdem geschehen? Warum ist Herr von Reuter nicht gefragt worden, ob er zwischen dem achten und dem neunundzwanzigsten Novembertag weder den Befehl eines Vorgesetzten erbeten noch über die Lässigkeit der Ortsbehörde Beschwerde geführt habe? Warum nicht, ob hier, in diesem langwierigen Gassenhader, das Verfassungrecht, das so gewichtige Entschlüsse nicht an die Willkür eines Hirnes hängen will, weichen mußte? Ein Strafmandat, die Konfiskation einer zotigen Karte muß ein unbefangener Richter bestätigen. Diese Rechtsbürgschaft ward erkämpft. Ob Bürger verhaftet, eingesperrt, verwundet, getötet werden dürfen, entscheidet, auch wenn die Erwägungfrist drei Wochen währt, ein von gerechtem Zorn Lodernder allein?

Noch glimmt es. „Beitrag zur Deckung der Kosten der Wehrvorlage." Nicht dem Reichsland nur droht Feuersgefahr.

Ruhm.

Der Ruhm ist durchweg gerecht und kommt nach der Wichtigkeit der Menschen. Je berühmter Einer ist, desto mächtiger ist er unter den Menschen, desto mehr werth für sie; denn Ruhm ist Macht über viele Menschen durch den Werth von Leistungen. So daß sich nach dem Stufenrang der Berühmtheiten nun auch erkennen läßt, was der Menschheit zuletzt das Werthvollste gilt. Und dabei kommt man, wie bei allem Letzten, auf die Tiefe.

Als Resultat nämlich stellt sich heraus, daß der Menschheit ihr ganzes relatives Sein, ihre gesammte Lebensfürsorge nicht so bedeutend erscheint wie das ihrer Relativität zu Grunde liegende Wesen, die absolute Wahrheit; oder Das, was dafür gehalten wird, die fiktiv absolute Wahrheit; daher, je mehr eines Mannes Natur mit der einen oder der anderen Verbindung hat, in dem selben Maß und nach der Kraft, wie sein Werk und Leben die Einigkeit mit der absoluten Wahrheit oder mit der fiktiv absoluten Wahrheit, mit dem Aberglauben, bezeugt, auch sein Ruhm unter den Menschen desto größer und dauernder wird. Ganz allgemein großen und bleibenden Ruhm finden die Erwecker des Ewigkeit-Bewußtseins, die großen Sprecher der Liebe, die Philosophen, die Künstler; deren Namen auch von der Menge, vom Volk auf das Höchste geehrt wird. Trotzdem durch sie das Volk niemals zur reinen geistigen, zur wirklich absoluten Wahrheit geführt werden kann, sondern immer nur zur fiktiv absoluten Wahrheit, die ihm statt der eigentlichen Wahrheit gegeben ist. Aber diese fiktiv absolute Wahrheit gilt dem Volke höher als irgendwelche Leistung für die Lebensfürsorge, für die Relativität; und die Heroen der wirklich absoluten Wahrheit des Geistes werden vom Volk nach dem Sinn seiner Fiktionen aufgefaßt. Dafür das überwältigende Beispiel bietet Christus, der absolut berühmte Mann: die Großthat seiner allergrößten Weise, zu reden, hat ihn unter sämmtlichen Volksindividuen so berühmt gemacht wie unter den geistig Denkenden; er ist aber ein verschiedener Christus hier und dort.

Also nur die Repräsentanten der Wahrheit und des Aberglaubens gewinnen allgemeinen Ruhm, Nachruhm, Unsterblichkeit, wie die Sterblichen sagen: die bedeutendsten Entdecker, Erfinder, Naturforscher, ob auch durch sie das menschliche Leben mit Glück bereichert worden ist, stehen zurück.*) Nur wenige von ihnen haben

*) Die Namen der ausgezeichnetsten Erfinder bleiben unbekannt. Wie Viele wissen, welchen Männern wir das Telephon verdanken?

immerhin ansehnlichen Ruhm erlangt: Kolumbus, Copernicus, Galilei, deren Leistungen bedeutend waren für die erfahrunggemäße Verifikation der Erkenntniß von der Relativität unserer Welt, also für die absolute Wahrheit. Empiriker mögen über das hier Gesagte nachdenken, auch einmal zusammenrechnen und staunen, wie sich so wenige Empiriker (mit den zu ihrer Zeit allerglänzendsten Namen) gehalten haben; Einer sollte das nützliche Buch schreiben „Ueber den Ruhm der Vergessenen", worin die berühmten vergessenen Empiriker einen breiten Raum einnehmen würden. Die lebenden können daraus lernen, daß sie der Menschheit nicht so viel werth sind, wie etwa Zeitruhm sie glauben macht, und mögen endlich von ihrem lächerlichen Hochmuth gegen die Philosophie und gegen alles Geistige ablassen. Auf einen einzigen Mann von originaler Bedeutung und bleibender Wirkung kommen Schaaren schnell vergessener Empiriker, die ihn während ihres und seines Lebens nicht genug verachten konnten.

Der Zeitruhm hat nichts zu thun mit dem wirklichen Ruhm in der Menschheit, der von der Zeit versagt werden kann. Die Zeit kann ungerecht sein; die Menschheit ist es nicht. Die Zeit vermag nicht zu unterscheiden zwischen den Nachahmern der Genies und den Genies selber; und wirklich können ja selbst die Nachahmer, ob sie auch abhängig sind von den originalen Geistern, zu ihrer Zeit und an ihrem Ort Etwas sein und wirken. Mondlicht ist auch nütz, und so lange die Sonnen da sind, werden, wie die Planeten, so auch ihre Satelliten laufen.

Ganz und gar schlimm ist es natürlich mit dem Zeitruhm Solcher, die nicht einmal zu ihrer Zeit und an ihrem Ort wirklich nützen und kein Licht sind, oft genug sogar Wolken, die das Licht am Scheinen verhindern; aber auch, wie Wolken, schnell wieder zergehen. Ich rede von den Künstlern und Metaphysikern, die ihre Werke dem Pöbel auf den Leib zuschneiden und denen Dies natürlich ist, weil sie zum Pöbel gehören, auch mit ihrer Ruhmsucht, die zuweilen gar nicht wesentlich verschieden ist von der Ruhmsucht des gemeinen Mannes und gemeinen Weibes: beneidet zu werden; während die Anderen, denen wahrhafter Ruhm zu Theil wird, nur aus Anlaß eigener innerlicher oder allgemeiner Noth sich regen, niemals des Geschäftes und der Ehre wegen, und weit entfernt davon bleiben, nach Ruhm zu streben. Spinoza, der

---

Obwohl das mehr gebraucht wird als die Religion. Und wo die Erfindungen nach den Erfindern genannt werden, vergißt man, daß es sich um Namen der Erfinder handelt; wie es vielleicht auch mit Zeppelin gehen wird, wenn es überhaupt mit ihm gehen wird.

höchste aller geistigen Menschen, hat nicht gewollt, daß sein Name vor sein Werk gesetzt werde. Jene Ruhmsüchtigen freilich plustern ebenfalls idealistisch gar gewaltig sich auf, aber man weiß, wo sie in Wahrheit zu Hause sind und ihre Freuden finden, und mag an die Mönchs- und Nonnenklöster denken, die nach oben hin durch ihre Gebete mit der himmlischen Seligkeit in Verbindung standen, nach unten hin aber, durch unterirdische Gänge, mit anderer. Was Die thun, ist schlimmer, als ob sie gar kein Werk unter den Menschen vollführten, indem sie nicht nur nichts bessern, keine Seele bewußt machen und emporziehen und die Wirkung des Guten aufhalten, sondern geradezu den Pöbel in Vornirtheit und Unsitten bestärken und damit ihr allerdings schnell wieder von kimmerischer Finsterniß verschlungenes Rühmchen und Anderes verdienen. Rühmchen, und wenn ganze Papierfabriken im Gang sein müssen, dem Bedarf Europas zu genügen. Europa bedarf immer eines bedenklichen Gegenstandes seiner Liebe; Europa hat noch nie von seiner alten Gewohnheit gelassen, ein Rindvieh zu lieben. Große Quantität des Bedarfes in einer Zeit weist hier mit ziemlicher Sicherheit auf schlechte Qualität der bedürfenden Zeitgenossen, auf kurzes Leben des Ruhmes und bloße Scheinlebendigkeit; es giebt Scheinlebendigkeit wie Scheintod. Es giebt Scheinlebendigkeit auch des Ruhmes; der wahrhaft Denkende läßt sich da nicht täuschen und bei ihm sind die Berühmten, deren Ruhm nicht ihren Werth und die Macht dieses Werthes offenbart, sondern die Macht des Nichtsnutzigen in der Allgemeinheit, bei wahrhaft Denkenden sind solche Berühmtheiten berüchtigt.

Damit sind wir nun doch noch bei dem einzigen Nutzen angelangt, den sie und ihre Produktionen auch für Andere haben; für die erst noch Ringenden. Offenbart sich ihnen bei einem Werk von der bezeichneten Art, welches ungemeinen Beifall der Zeitgenossen findet, auch nichts durch den Autor (außer dem nicht Wichtigen, daß von ihm bewußt oder unbewußt die allgemeine Nichtsnutzigkeit zu seinem Vortheil und Ehrgeiz ausgenützt wird), so offenbart sich ihnen doch Etwas durch das Publikum, so offenbart sich ihnen das große gebildete Publikum nach seiner wahren Beschaffenheit. Und solche Belehrung thut dem besseren Geist immer von Neuem noth, bis darüber, über Publikum und Bildung, das grenzenlos wichtige Urtheil ihm fest geworden und er hinter die Wahrheit der Lehre von den Geistigen und vom Volk gekommen ist; hinter den natürlichen Unterschied zwischen den beiderlei Menschen, der durch allen Wandel der Zeiten steht, auch heute bei allgemeiner Bildung wie gestern bei allgemeiner Religion.

Potsdam. Konstantin Brunner.

Ein vergessener Dichter.

Als ich den Namen des Grafen Villiers de l'Isle Adam zuerst hörte, that ich, was ein moderner Deutscher immer thut: ich schlug das Konversation=Lexikon nach. Unter V, unter I, unter A: Alles umsonst. Schließlich kam ich auf die Idee, man möge diesen seltsamen Menschen nicht nach seinem Namen, sondern nach seinem Titel eingereiht haben; und da schien die Lösung des Räthsels zu sein: ich fand einen Leconte de Lisle, war erleichtert und beruhigt, daß mein guter Brockhaus sich auch hier als zuverlässig erwies und die entlegensten Ecken der Kultur= und Kunstgeschichte mit seinem unwiderstehlichen Licht durchleuchtete. Aber ich hatte zu früh triumphirt: der Verfasser der „Poèmes et poésies", der „Poèmes tragiques", der Parnassien, der kalte, korrekte Formkünstler, der Nachfolger Hugos auf dem Sitz der Unsterblichkeit, war und ist nicht mein De l'Isle. Graf Philipp Matthias Villiers de l'Isle Adam war dem Brockhaus noch fremd. Anfragen bei französischen Buchhändlern erwiesen sich als nutzlos: die meisten Bücher, deren Titel mich besonders interessirten, waren längst vergriffen und nur zu lächerlich hohen Preisen antiquarisch zu haben, andere bei vielen Verlegern verstreut; ich sah keine Möglichkeit, mir ein Bild von der künstlerischen Individualität dieses außerordentlichen Menschen zu machen.

Der Verlag Georg Müller in München darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die erste Gesammtausgabe Villiers veranstaltet zu haben: die ersten Bände sind, in einer vortrefflichen Uebersetzung von Hanns Heinz Ewers, erschienen. Ewers ist ein Schüler Hoffmanns und Poes, erreicht aber die überwältigende und dämonische Kraft seiner Vorbilder nicht. Der echte und rechte Thronerbe Hoffmanns und Poes ist Villiers de l'Isle Adam selbst. Er war der Abkömmling eines alten und erlauchten Geschlechtes. Schon im Jahre 1067 finden wir den Stammvater, Rudolph den Schönen, Herrn von Villiers und Dormans; 1324 vermählte sich Jean de Villiers mit Marie de l'Isle Adam; Beider Sohn, Peter, ist der erste Villiers de l'Isle Adam. Sein Sohn Jean, Marschall von Frankreich, fiel 1437 bei Brügge. Philipp war der erste Großmeister des Ordens auf Malta. Philipp August kam 1862 nach Paris, um in den Tuilerien uralte Ansprüche seiner Familie auf den griechischen Königsthron geltend zu machen; aber es ging ihm wie Saul, der auszog, um seines Vaters Eselin zu suchen: statt des erhofften Königreiches fand er ein anderes: das Königreich der Kunst, in dem er mit der ganzen Glorie des geborenen Monarchen herrschen sollte. Die Krone dieses Reiches hat ihm freilich die Stirn blutig gedrückt; sie war die schmerzhafteste Dornenkrone, die je eines Menschen Schläfe umfangen hat. Das Leben dieses Königs war ein einziger Verzweiflungskampf gegen äußere Noth und innere Vereinsamung, gegen die fürchterliche und herzzerreißende Einsamkeit des Genies, das seine

Epoche wie eine lächerlich kleine Pygmäenwelt unter sich sieht, vor dessen erstauntem und geblendetem Auge Länder und Welten offen daliegen, die Niemand seiner dumpf dahinträumenden Mitmenschen auch nur zu ahnen vermochte. Sein Los glich ganz dem Edgar Allan Poes: Einsamkeit, Noth, Armuth war sein Theil. Von wenigen erlauchten Geistern abgesehen (nur Verlaine, Gautier, Baudelaire und Banville können in diesem Zusammenhang genannt werden), war die französische Literatur der sechziger bis achtziger Jahre arm, platt und im traurigsten Sinn des Wortes realistisch: das bürgerliche Sitten- und Rührstück beherrschte die Bühne, und als Villiers im Jahre 1870 in seiner „Révolte" (die erst 1896 ihre Auferstehung auf der Bühne feiern konnte) dem pariser Publikum mit einem Problem entgegentrat, das aus Ibsens Geist heraus geboren und trotz aller Verschiedenheit des Stoffes doch als Prototyp des neun Jahre später zu internationaler Berühmtheit gelangten Puppenheimes gelten darf, wandte die Masse sich empört weg. Die Stelle in der Vorrede zur „Révolte", in der Villiers sich mit seinen Kritikern auseinandersetzt, ist für das ganze Verhältniß seiner Kunst zu seiner Epoche im Besonderen und zur Menschheit im Allgemeinen so außerordentlich charakteristisch, daß sie hier ungekürzt folgen mag: „Jene Leute sind es, die das Publikum beherrschen. Das muß ohne Bedauern zugegeben werden. So ist es stets gewesen, weil diese lächelnden Leute die einzigen dem ‚Gesunden Menschenverstand' sympathischen Apostel sind. Dieser würdige (so genannte) gesunde Menschenverstand, der in jedem Zeitalter seine Meinung gewechselt hat, der Spielball der Meinung eines Landes oder einer Mode ist, ‚die hohen Berge nicht liebt', der durch seinen Spott der Entwickelung der menschlichen Intelligenz stets Fesseln aufzuerlegen wußte und der doch stets nur darauf wartet, sich den Ruhm und die Früchte der fortschreitenden Entwickelung anzueignen! Er ist die Waffe Derer, die unfähig sind, eigene Gedanken zu haben. Er ist nichts Anderes als ein entwickelter Instinkt, der durch eine seltsame Krankheit irregeführt wurde und der nun den menschlichen Geist blind beleidigt, obwohl er den Weg verfolgt, den dieser Geist ihm vorzeichnet und weist. Aber der menschliche Geist nimmt so wenig Notiz von den Sarkasmen des gesunden Menschenverstandes wie der Hirt von den Klagen der Heerde, die er an den ruhigen Ort des Todes oder des Schlafes führt. Mögen also die Apostel des gesunden Menschenverstandes fortfahren, uns zu kritisiren!"

Dieser gesunde Menschenverstand ist wirklich der Gegenpol des künstlerischen Schaffens unseres Dichters. Sein großer Roman „Tribulat Bonhomet", ist die geistreiche Verspottung dieses platten Rationalismus. Der superkluge Doktor, der sich selbst für „den innersten Gedanken des modernen Menschen" erklärt, wird durch ein höchst seltsames Erlebniß ad absurdum geführt. Die Frau des ihm befreundeten Arztes César Lenoir hat sich eines Ehebruches schuldig ge-

macht. Lenoir stirbt; einige Monate nach seinem Tode erscheint er seiner Gattin in Gestalt eines australischen Kanibalen, der ihren Geliebten erwürgt. Bonhomet, der der sterbenden Frau die letzte Hilfe erweist, findet auf der Regenbogenhaut ihrer Pupillen das entsetzliche Bild mit aller Deutlichkeit fixirt. Diese dürftige Inhaltsangabe weckt die Vorstellung einer spiritistischen Durchschnittsnovelle; man muß Villiers selbst lesen, um einen Begriff von der dämonischen Kraft seines Stils, der glänzenden Ueberlegenheit seiner metaphysischen Deduktionen und seiner unheimlichen Fähigkeit in der Hervorzauberung gespenstischer Stimmungen zu empfangen. Der Dichter legt die Grundzüge seines philosophischen Glaubensbekenntnisses der unglücklichen Frau Lenoir in den Mund: eine durchaus dualistische Metaphysik beherrscht ihn und quält seine Seele mit schmerzhafter Süßigkeit. Eine geheimnißvolle Geisterwelt, die von dieser irdischen Atmosphäre durch unüberbrückbare Abgründe getrennt ist, thut sich auf: hinter den scheinbar realen Dingen und Phänomenen lauert ein entsetzliches und spukhaftes Etwas, dessen Anblick uns das Blut gerinnen und unser Haar sich sträuben läßt. Aber der Dichter kennt keine Furcht und kein Ermatten... Mit unaufhaltsamer und düsterer Leidenschaft dringt er vorwärts, seine kühne Hand zerreißt einen Vorhang nach dem anderen in dem schauerlichen Heiligthum der Erkenntniß, er hat den verhängnißvollen Muth zu jeder Frage an die räthselhafte Sphinx, die schweigend vor ihm in ewiger Dämmerung liegt. Ihm ist, wie Baudelaire in der „Mort des Artistes" andeutet:

„Nous userons notre âme en de subtils complots
Et nous démolirons mainte lourde armature,
Avant de contempler la grande Créature
Dont l'infernal désir nous remplit de sanglots."

Auch Villiers ringt mit den gewaltigsten Stoffen und Problemen, an die sich je ein Mensch gewagt hat, er erhebt sich mit dem Feuer eines Ikarus, um alle Himmel zu durchqueren und den goldenen Kranz der Erkenntniß von den Sternen herabzureißen, aber endlich sinkt er mit gebrochenen Flügeln und verstörtem Herzen zu Boden. Ein titanischer Kampf wird vor uns ausgefochten: der Dichter sieht zu seinen Füßen eine in Haß und Qual umhergetriebene Welt, das Geschrei gemarterter, elender Geschöpfe, die einander zerfleischen und foltern, dringt zu ihm empor, tolle und groteske Fratzen irren in einem entfesselten Reigen an ihm vorbei, aber er sucht mit verzweifelter Leidenschaft eine letzte Hoffnung, eine letzte Liebe, eine letzte Güte hinter den Dingen, er baut eine blühende Welt seliger Träume und himmlischen Entzückens über all dem nächtlichen Grauen auf, er spannt über die dunklen Leiden und die angstvollen Zuckungen unseres hinfälligen Geschlechtes einen leuchtenden Regenbogen. Doch plötzlich ist wieder Nacht, die Formen und Farben zerfließen und erbleichen und wir strecken in fürchterlicher Dunkelheit die Hände aus, während uns grinsende Gespenster auf allen Seiten umgeben.

Nur den Größten unter den Großen ward vergönnt, aus den Erscheinungen, die vor Aller Augen liegen und zunächst durchaus nichts Furchtbares oder Uebernatürliches haben, das metaphysische Entsetzen langsam, langsam und unwiderstehlich hervorsteigen zu lassen. Einzelne Gedichte Poes, ein paar Novellen (vielleicht der „Schwarze Kater“ und „Das verrätherische Herz“), einzelne Stellen aus den Erzählungen Hoffmanns wären hier zu nennen; außer ihnen noch die Werke der Droste, bei der sich das Gefühl des übernatürlichen Grauens mit bezwingender Gewalt ausprägt. Wir sind hier an den letzten Gründen der Dinge; das metaphysische Grauen bildet den Gegenpol zu dem verzückten, alle Individuationen aufhebenden Schauen des Mystikers, es verhält sich zu diesem gewissermaßen wie die Schwarze zur Weißen Magie: der Mystiker dringt in die verborgensten Winkel alles Seins und Erlebens, um sich endlich mit Gott vereint zu finden, der Geisterseher erblickt an dieser letzten dunklen Grenze statt der beseligenden Einheit eine fürchterliche Zweiheit, einen grauenvollen Gegensatz zwischen den beiden Grundprinzipien der Existenz, zwischen Gott und dem Teufel; während er schon Gottes Nähe ahnt und fühlt, grinst ihm plötzlich eine verzerrte Teufelsfratze entgegen.

Dieses metaphysische Grauen haben wenige Geister tiefer und eindringlicher empfunden als Villiers. Während er uns die bunten Wege eines höchst bewegten und farbenprächtigen Lebens führt, taucht es plötzlich auf: zwischen die rauschenden Seidenroben und die flimmernden Lichter des „Letzten Festes“ schiebt sich die finstere Gestalt des furchtbaren, bleichen Henkers; den jungen blühenden Herzog von Portland packt es mit unwiderstehlicher Gewalt, ein düsteres unheimliches Schicksal; über der Gestalt des Doktor Le Pommerais, der auf dem Schaffot erproben will, ob seine Gehirnnerven nach der Exekution noch zu funktioniren vermögen, liegt es wie ein blutiger Schleier; an den jungen Marineoffizier, der in der Hafenschänke das hübsche Kreolenmädchen im verschwiegenen Gemach liebkost und, von Wein und Liebe übermüdet, einen traumlosen Schlaf schläft, kriecht es heran in Gestalt der grausigen Pythonschlange. Und es ist überall, das Grauen, kein Schloß, kein Riegel sperrt es aus; es beherrscht die Welt und klingt wie ein verhaltener Unterton durch alle Stimmen des bunten und bewegten Lebens.

Aber das Genie von Villiers ist zu allumfassend, als daß man es nur von diesem Gesichtspunkt aus betrachten dürfte. Wenn wir das Metaphysische als eine bewegende Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit erkannten, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß das Physische, die dunkle und glänzende, heitere und traurige Fülle der rein natürlichen Erscheinungen, ihm eben so vertraut ist. Die „Grausamen Geschichten“ und die „Geschichten vom Jenseits“ können in ihrer prachtvollen Lebendigkeit, ihrer gesättigten Kraft und überlegenen Heiterkeit nur mit Balzacs unsterblicher Komoedie verglichen wer-

den: während sich in ihr das Bild der Welt in unendlicher Fülle aufthut und eine Schaar von mehr als zweitausend Personen chaotisch an uns vorüberwirbelt, greift Villiers mit kühner Hand ins Leben, hebt einzelne Figuren aus dem Wirrwarr heraus und rückt sie in das Licht der Sonne: aber in jeder ist die ganze Summe unserer Existenz enthalten, jede stellt einen wundervollen Mikroskosmos dar, Geschicke, die, rein äußerlich gesehen, fast nichts bedeuten, werden uns zum Symbol alles menschlichen Seins und Bestrebens und alle geheimen Quellen und Brunnen rauschen vor unseren Ohren. Wenn ein Vergleich zwischen Balzac und Villiers gestattet ist, so darf man sagen: Balzacs Kunst gleicht einem gewaltigen Strom, der den Ozean sucht und auf dessen Fluthen wir Menschen rastlos und unaufhaltsam dahintreiben. Hier ist die höchste kosmische Fülle, die jemals erreicht worden ist: aus den Tiefen klingt es hervor, wie ein gewaltiges Brausen, wirre Schreie erfüllen die Luft und der Strom wälzt seine Wogen weiter, weiter. In Villiers' Kunst fehlt diese ungeheure Einheit, er ist, ähnlich wie Maupassant, dem Leben gegenüber mehr Eklektiker: seine Technik gleicht einem Scheinwerfer, der auf einzelne Stellen des grenzenlosen dunklen Blachfeldes dieser Welt seine Strahlen wirft, plötzlich, unwiderstehlich, mit schreckhafter Gewalt.

Villiers ist, ganz wie Nietzsche, ein überzeugter und leidenschaftlicher Gegner der „modernen Ideen"; er haßt den „gesunden Menschenverstand", haßt den „Fortschritt", dieses verbrauchte Schlagwort aller thörichten und schwachen Geister, haßt den dumpfen und sklavischen Nützlichkeitgeist, das Bildungphilisterthum und die sich bis an die letzten Probleme heranwagende Pseudowissenschaft mit der ganzen Inbrunst eines tiefen und metaphysisch gerichteten Geistes. So nehmen scharfe Satiren einen breiten Raum in seinem Werk ein; Wissenschaft, Politik, Gesellschaftleben: er schont nichts; und so bieten seine unter metaphysischen Zeichen stehenden Novellen zugleich kulturgeschichtliche Skizzen von ganz besonderem Reiz. Auch das moderne Geschäftsleben, das den stillsten Winkel mit Lärm und Geschrei erfüllt, empfängt seine Abfertigung: in den Skizzen „Der Himmel als Reklameraum" und „Die Liebe zum Natürlichen." Ein tiefer und leidenschaftlicher Pessimismus spricht aus diesen Dichtungen; ein Ekel vor der lügnerischen Kultur, die uns verwirrt und verdirbt. Aber Villiers ist von der unkritischen Naturschwärmerei Rousseaus weit entfernt; Daphnis und Chloe sind bei ihm ein paar höchst spöttische junge Menschenkinder, die überall in der Natur die Entstellungen und Fälschungen der modernen Kultur bemerken und belächeln und die schließlich zu dem Entschluß kommen „der allgemeinen Bewegung zu folgen, zu leben wie die Anderen, sich also etwa ganz der Politik zu widmen, was viel einbringt." „Was gehört denn heute dazu," meint Chloe, „um die Majorität der Wähler für sich zu gewinnen und das Mandat eines Abgeordneten zu erreichen? Vor allen Dingen darf man kein gutes Buch geschrieben haben oder planen; dann darf man kein Talent

haben, einerlei, zu welcher Kunst; man muß thun, als verachte man alle Schöpfungen der Intelligenz und darf nur in protegirendem Ton, mit zerstreutem, gleichgiltigen Lächeln von solchen Dingen reden. Man muß verstehen, selbst nach jeder Richtung hin den Eindruck einer gesunden Mittelmäßigkeit zu machen; man muß wohlgemuth mit den zweihundert Kollegen täglich die Zeit totzuschlagen wissen, entweder auf Kommando seine Stimme abgeben oder den Nachbar davon überzeugen, daß man in einer Gesellschaft von traurigen Schwätzern sitzt, die mit sehr wenigen Ausnahmen eben so parteiisch wie bestechlich sind; abends kaut man dann an seinem Zahnstocher herum, läßt das Auge flüchtig über die Menge gleiten und murmelt: ‚Bah! Das wird sich schon machen lassen! Alles wird gemacht!'" Hält man hiermit noch die Geständnisse zusammen, die in den „Beiden Auguren" der Direktor der großen Zeitung dem vermeintlichen Literaturkandidaten macht und die in der esoterischen Weisheit gipfeln, daß man ein vollendeter Schafskopf sein müsse, um literarischen Erfolg zu haben, so wird uns völlig klar geworden sein, mit welcher Verachtung Villiers Politik, Zeitungwesen, Industrie, alle „modernen Errungenschaften" behandelt.

Aber während dieser große Dichter die Oberfläche der Erde mit dem eisernen Besen seiner Satire reinfegt, dringt er tief in den geheimnißvollen Grund aller Dinge ein; die großen Probleme der menschlichen Seele öffnen sich vor ihm und hier ist nichts Literatur, sondern Alles ist Leben. Das Leben selbst rauscht an uns vorbei und der Dichter wirft die goldenen Strahlen seiner reifen Kunst über alles Menschliche, allzu Menschliche: die erhabene Narrheit der Liebe, die bizarren Umkehrungen der natürlichen Instinkte, die Philosophie der großen Welt und der Courtisanen, das heimliche Leiden des einsamen Künstlers, die groteske Wohlanständigkeit der kleinen Bourgeoisie, die Seligkeit der phantastischen Träume eines weltabgeschiedenen Sonderlings, das Leben und Treiben auf den Champs-Elysées, auf denen die verschiedenen Herrschaftsysteme Frankreichs in schneller Folge dahinrollen, während die Stimme des alten hilflosen Mannes jahraus, jahrein in müder Eintönigkeit bittet: „Habt Mitleid mit einem armen Blinden!" Hier ist eine Fülle der Gesichte, die berauscht und betäubt, und zugleich ein document humain von erschütterndem Nachdruck. In einzelnen Erzählungen zittert die qualvolle Noth nach, die der Dichter selbst bis in die letzten Winkel hinein kennen gelernt hat; ich denke an den „Auserwählten der Träume," diese ergreifende Geschichte des armen Dichters, der von dem sterbenden Geizhals zum Erben seiner Schätze eingesetzt wird, weil er als Einziger die Träume des einsamen Mannes nachgefühlt hat. Dann die Töchter Miltons; ein erschütternder Weihgesang auf den einsam hungernden blinden Dichter, der, von den Seinen verspottet und geschmäht, sich aus der Tiefe seines Elends zu dem unsterblichen Hymnus auf das Licht emporringt. Ueber dieser knappen Skizze liegt die höchste Weihe unpathetischer Erhabenheit. Und das Leben, mit seiner öden,

trostlosen Monotonie, thut sich uns auf, in der ergreifenden Skizze „Zum Verwechseln ähnlich“, in der die Parallele zwischen dem Leichenschauhaus und der Börse mit einer bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Treue durchgeführt wird. Die wörtliche Wiederholung der Ortsbeschreibung ist ein Virtuosenstück ersten Ranges und dabei von homerischer Einfalt. Diese knappe, nur wenige Seiten umfassende Skizze gehört zu den erschütterndsten Ausbrüchen der Verzweiflung und des Ekels, zu den stärksten Miniaturbildern des Lebens, die uns die Weltliteratur geschenkt hat.

Und nun erst das „wunderlichste Buch der Bücher“: Die Liebe! Sie glitzert und leuchtet in sprühenden Farben, sie wirft die dunkelsten Schatten über diese Blätter. Da ist die schauervoll geheime Geschichte der Liebenden, die auch im Tode Eins sind: die Gräfin Vera wird durch den Alles bezwingenden Glauben ihres Gatten aus dem Grab hervorgerufen und lebt mit ihm und schmiegt sich selig in seine Arme, bis der graue Tag diesem himmlichen Nachtzauber ein Ende macht. Da ist das Schicksal des Dichters, der, von seiner Geliebten verlassen, mit lächelnden Lippen in den Tod geht, nachdem er zuvor spöttisch und überlegen über die psychische Struktur des Künstlers auf erotischem Gebiet philosophirt hat: eine wundervolle Abfertigung des Gemeinplatzes von der Kälte und Empfindunglosigkeit des Künstlers. Und dann die seltsamen Cocotten-Raisonnements, die an graziöser Feinheit die Hetärengespräche Lukians weit hinter sich lassen: „Marhelle“ und die „Pensionfreundinnen“; allerliebste Skizzen, hinter deren lässiger Anmuth sich der tiefste Sinn birgt. Besonders wirken die „Fräulein von Bienfilâtre“, zwei sehr harmlose Geschöpfe, die ihr Gewerbe optima fide zur Ehre und zur Ernährung ihrer alten Eltern betreiben und einen Rückfall in die „Liebe“ als eine Pflichtvergessenheit schlimmster Art empfinden. Aber plötzlich taucht dann die Liebe wieder auf und breitet in „Paul und Virginie“, dieser bezaubernden Kinderidylle, ihre rosenfarbigen Flügel über uns. Aber auch die reizvolle Karikatur der Erotik fehlt nicht: die „Erlesene Liebe“ ist eine entzückende Satire auf den saft- und kraftlosen Platonismus, womit überspannte Geister die lebendige Neigung zu fälschen geneigt sind; es gehört zu den lustigsten Skizzen der Weltliteratur, wie Friederike und Benedikt, statt in zärtlicher Umarmung, betend auf dem Balkon überrascht werden. Daran schließen sich psychopathische Studien: die „Unverstandene“ (eine masochistische Weltdame) und „Sylvabel“, die ungefähr der selben Gattung angehört; hier ist aber alles Pathologische mit so feiner Anmuth und graziöser Lässigkeit behandelt, daß keinen Augenblick lang uns die Atmosphäre der Klinik und des Krankenzimmers umdunstet.

Daneben fesseln dann wieder kleine reizvolle Anekdoten, wie der „Scharfsinn der Aspasia“, die, um den Alkibiades unsterblich zu machen, seinem Hunde den Schwanz abschneidet, in der richtigen Erkenntniß, daß eine kleine Lächerlichkeit mehr Ruhm erwirken werde

als alle Großthaten und Heldenstücke der Geschichte. Dann das „Schönste Mittagessen“; hier übertrumpft ein Feinschmecker den anderen in dem Bestreben, das schönste Diner zu geben, ganz einfach dadurch, daß er das Gastmahl seines Rivalen unverändert wiederholt und für jeden Gast ein Zwanzigfrancsstück unter der Serviette hinzufügt. Unendliche Schwermuth geht von der kleinen Skizze „Kirchhofsblumen“ aus: es sind die Blumen der Kirchhöfe, die von den Händlern geraubt und den jungen Mädchen zum Schmuck angeboten werden.

Man darf sich der deutschen Ausgabe freuen. Hier sind „des livres divins, livres royaux“, nach dem Grußwort Verlaines. Er, der es wohl wissen mußte, hat Villiers zu den „poètes maudits“ gerechnet, zu den unseligen Dichtern, die das Kainszeichen ihrer gewaltigen Kunst auf der Stirn tragen. Aber dem Fluch der Hölle fehlt der Segen des Himmels nicht: und Villiers selbst hat geahnt, daß ihm nach der qualvollen Enge einer gedrückten und verwirrten Existenz die geweihte Ruhe der seligen Geister beschieden sein werde.

Schlachtensee. Herbert Stegemann



Glaube.

Tannenluft und Blumenduft durchzogen das Pfarrhaus. Im Studirzimmer standen und lagen auf Schreibtisch, Bücherschränken, Tischen, selbst auf der Erde, Blumensträuße von ländlicher Buntheit. Sie galten dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum, das der im ganzen Dorf beliebte Seelsorger heute gefeiert hatte.

Die Besucher und Gratulanten waren gegangen. Nur des Pfarrers Neffe hatte gezögert. Nach längerem Schweigen und Brüten hob er jetzt endlich den Kopf mit einem Ausdruck der Entschlossenheit. „Ich muß Dir noch Etwas sagen, Onkel.“

Der alte Pfarrer nickte und sah theilnehmend auf das erregte Gesicht des Studenten, der ihm gegenübersaß.

„Ich glaube, ich weiß schon, was Du mir anvertrauen willst: Du meinst, nicht Geistlicher werden zu können, gelt?“

„Ja. Woher weißt Du?“

„Ich merkte Dir an, daß Du mit einem schweren Entschluß kämpftest. Und was konnte Das sonst sein? Es fällt Dir doch schwer, nehme ich an.“

„Nicht eigentlich die That", erwiderte der junge Mann zögernd, „ich habe sie lange überdacht. Doch Dir, dem Ueberzeugten, den ich enttäuschen muß, mein Schwanken zu gestehen, fiel mir schwer."

„Ja, es ist Manches auch leichter gethan als gesagt", brummte der Alte vor sich hin und begann, in dem kleinen Zimmer auf- und abzugehen. „Was ist der Grund?" fragte er, nach einer Weile, vor dem Jungen stehen bleibend.

„Ich habe den Glauben verloren."

„Also keine Weibergeschichten?"

„Nein."

„Hast Du schon darüber nachgedacht, was Du werden willst?"

„Noch nicht. Ich fühle nur, daß ich ins Leben hinaus muß, weiter lernen, forschen...."

„Statt Anderen zu helfen, brauchst Du also ihre Hilfe. Und was giebst Du ihnen dafür?"

„Das weiß ich noch nicht. Zuerst muß ich an mich selbst denken; denn nur ein innerlich Befriedigter kann Etwas leisten."

„Da willst Du zuerst die Zufriedenheit und dann das Leisten? Bequemer wärs freilich als umgekehrt: erst eine Leistung, die Einen dann befriedigt."

„Du mißverstehst mich. Zur Arbeit muß ich aus mir selbst die beste Kraft schöpfen. Wie könnte ich als Geistlicher taugen, wenn mir der Glaube fehlt?"

„Das kommt nur auf Deine Stärke an. Sage mir nichts!" Ungeduldig wehrte der Pfarrer dem erregt Auffahrenden die Rede. „Ich kenne Deine Einwände. Hab' sie mir alle selber gemacht, ehe.. ." Wieder ging er, mit sich kämpfend, auf und ab. „Höre, Leo," sagte er dann, ohne den Neffen anzusehen, „Du sollst wissen, was Keiner wissen durfte. Möglich, daß es Dir nützen kann: mir ists, in meiner Jugend, wie Dir gegangen."

„Dir auch? Dann mußt Du mich ja verstehen. Aber Du hast wieder zurückgefunden, bist im Glauben stark geworden."

„Wer sagt Dir Das?" unterbrach ihn der alte Mann ruhig. Mußte ich denn Das verlassen und verschmähen und Andere zu lehren aufgeben, was ich verlor und nicht mehr fand? Ich habe erkennen gelernt, daß es etwas Großes, Herrliches ist um den Glauben. Daß ich mehr Gutes thun und mehr Glück in meine kleine Welt bringen kann, wenn ich ihn zu verbreiten suche, als mit aller Weisheit der Erde. Und Das war der Glaube, der mich stark gemacht hat."

„Onkel!" Empört, entsetzt starrte der junge Mann ihn an. „Wie konntest Du? Dann war ja Dein ganzes Leben eine ... eine Sünde gegen die heilige Wahrheit."

„Eine ‚Lüge', hattest Du wohl sagen wollen? Frage meine Pfarrkinder; sie werden anders von meinem Leben sprechen. Die ‚Sünde', was man so darunter versteht, brauchte mich nicht mehr abzuschrecken. Und was ist denn Deine ‚heilige Wahrheit'? Jedem nur Das, woran

er glaubt. Darum ist so ein ‚wahrer Heiliger‘ (wie Du mich heute nennen hörtest), der das Glauben lehrt, stets weiser und mächtiger als alle Anderen...

Siehst Du, damals, als es mir ging wie Dir (ich stand knapp vor der Priesterweihe), hatte ich Keinen, der für mich sorgte. Mußte mir über meine Zukunft klar werden, ehe ich den eingeschlagenen Weg verließ. Auf einem langen Spaziergang habe ich nochmals meine Lage überdacht. Meinem Gewissen nach hätte ich gar nicht schwanken dürfen; nicht? Hätte mir sagen müssen: Dir ist nur leere Form, was Du hörst, siehst, nachsprichst und später lehren sollst, darum mußt du den Priesterberuf aufgeben. Aber was dann? Da stand die Noth. Mein Bruder, der Einzige, auf den ich rechnen konnte, hat, mühsam genug, seine Familie durchgebracht und für die Mutter gesorgt. Ich war immer Freischüler gewesen. Das Letzte, was der Vater noch für mich erreicht hatte, ehe er starb. Was sollte ich thun? Handwerker werden, Bauernknecht? Wäre schade um meinen Kopf gewesen, der mehr taugte als der Körper. Also: studiren und nebenbei meinen Lebensunterhalt erwerben. Die Zahl der Hungernden vermehren, statt, wie ich geträumt hatte, ein Gebender zu werden.

Meine Neigungen und Talente habe ich bedacht. Da waren keine mich leitenden. Ganz wie bei Dir. Ein gutes Gedächtniß. Und reden konnte ich, daß meine Kameraden immer voll Verwunderung und Neid waren. Advokat werden: Das wäre gegangen. Wenn ich bis dahin nicht verhungerte. Unter Umständen heißt es auch da, Menschen, Thaten, Ueberzeugungen vertreten, die mich durchaus nicht überzeugen. Warum konnte ich denn nicht eben so Vertreter einer höheren Macht bleiben, die für mich nicht existirte?"

„Und einen Glauben heucheln, den Du nicht hattest? Nein, tausendmal lieber im Elend zu Grunde gehen!"

„Das sind die großen Worte, die doch nur zu kleinen Thaten führen. Lieber Junge, Du wirst im Leben und Beruf noch oft genug Wahrheit und Aufrichtigkeit im Vorzimmer lassen; und Dein Gewissen wird es sogar billigen müssen. Die nackte Wahrheit kann gegen die Moral verstoßen, wie jede andere Nacktheit, der man Das nachgesagt. Welch ödes Jammerthal wäre die Erde ohne die Lüge! Auf dem Rückweg bin ich damals dann noch in eine Kirche eingetreten. Sie war leer und hat mir nichts gesagt. Gar nichts. Nach einer Weile ist eine alte Bäuerin gekommen. Kein stumpfsinniges Gesicht, wie ich es so oft treffen muß; ein unglückliches, verzweifeltes. Auch sonst hat sie verzweifelt ausgesehen. Vor einem Seitenaltar hat sie sich auf die Knie geworfen. Lange ist sie unbeweglich geblieben. Ich glaubte schon, sie sei eingeschlafen. Aber dann ist sie aufgestanden und ich sah wieder ihr Gesicht. Die Veränderung hat mir zu denken gegeben. In dem Augenblick hat die Alte nichts mehr von ihrem Elend gewußt. Sie war überhaupt nicht auf der für sie armsäligen Erde. Du weißt, wie ich sonst über Weltentrücktheit denke. Stelle dic

Füße auf die Erde und bleibe ihr treu': ist mein Wort. Aber dieser Frau konnte man nicht besser helfen als dadurch, daß man ihr die Welt nahm. Und mancher jungen auch, sage ich heute.

Die Kirche ist wie ein Automat. Giebt nur Dem, der Etwas hineinbringt. Der nöthige Pfennig ist der Glaube. Ich hatte ihn nicht. Aber wenn ich Herr des Automaten wurde, dann konnte ich mit dafür sorgen, daß Jedem, der da kommt, reichlich das Seine wird. War Das nicht besserer Reichthum, ein schönerer Lebenszweck, als die Welt einem armen Mittelmaß-Studenten sonst zu bieten vermag? Mein Entschluß war fertig. Und ich habe ihn nicht nur meiner Noth gedankt. Das Weib, diese einzige Klippe, an der auch starker Manneswille leicht scheitert, hoffte ich, meiner Naturanlage nach, entbehren zu können. Und dann mußte ich schweigen lernen. Schweigen von mir selbst. So bin ich über mich hinausgewachsen. ‚Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die anderen Seelen.'"

„Du hasts nie bereut? Oder hast Du den Glauben wenigstens wiederzufinden gehofft?"

„Nie und nein."

„Aber wie konnte Dich befriedigen, zu lehren, wovon Du nicht überzeugt bist?"

„Warum nicht? Es giebt keinen stärkeren Halt als die Religion, mit ihrer unkontrolirbaren Gerechtigkeit von Lohn und Strafe im Jenseits, kein echteres Glück als den Glauben. Die Ueberzeugung hatte ich und für die bin ich eingetreten. Das ist ja Eure Thorheit, daß Ihr, was erworbenes Endziel sein sollte, die innere Befriedigung, im Voraus haben wollt. Den Weg dahin scheut Ihr. Den Glauben hat Keiner, daß man auch ein Ziel erreichen kann, das nicht vor Augen steht."

„Wenn Du den Menschen helfen wolltest, gab es doch noch andere Wege. Hat es Dich denn nicht gelockt, Wissen und Erkenntniß im Volk zu verbreiten? Einengende Mauern niederzureißen?"

„Kindern Waffen in die Hand zu geben? Nein. Die ‚einengenden Mauern' niederreißen? Und später wahrscheinlich entdecken, daß dadurch nur der Ausblick auf eine weite öde Fläche gewonnen wurde? Daß der Kopf zu unklar, das Auge zu trüb ist, um richtig in die Ferne sehen zu können? Während früher die Mauern ein kleines Besitzthum umschlossen hatten. Altes Gerümpel vielleicht. Dennoch ein Heim, das die Unzufriedenheit noch nicht zerrissen hatte.

Persönlich hat mir Lernen und Lesen sogar mehr bedeutet, als Du Dir vorstellen kannst, der Du schon mit diesen Dingen aufgewachsen bist. Jedes Buch war ein stolz erobertes Neugebiet. Dennoch: versuche es nur einmal, mit allem Wissen, einem Sterbenden zu helfen, einen Schuldigen zu bessern, einem Verzweifelnden die Hoffnung aufzuthun, einem geistig Armen den Begriff von Schönheit und Erbauung zu geben. Einer verzweifelten Frau erklärte ich einmal, sie sei von Gott ausersehen, Anderen ein Beispiel gläubiger Ergebung

zu werden. Ihr letzter Sohn war als Opfer seines Lebenswandels gestorben, ein anderer im Duell gefallen. Mann und Tochter ertranken bei einer muthwilligen Segelfahrt. Alles kam, zur Läuterung ihrer Seele, von ‚Gottes Hand', als Prüfung. Was hätte ihr die Aufklärung geholfen? Wie eine Krone hat sie ihr Leid getragen und ist Vielen ein Beispiel gewesen. Alles wanket, wo der Glaube fehlt."

Der Junge lächelte. Auch diese Freude an Citaten kennzeichnete den nicht von Hause aus an Bildung Gewöhnten.

„Diesen ‚Glauben' muß doch erst Dein Wort, das aus gläubigem Verstehen kommt, beseelen, wenn Du ihm genügen willst. Sonst ist es, verzeih, Onkel, sonst ists Schauspielerthum."

„Und willst Du von Dem gering denken? Wenn von der Bühne Dichterworte auf Dich wirken, wirst Du Den, der sie spricht, wohl nicht einen Lügner nennen. Eher: einen Priester der Kunst. Und ist es wirklich so, kann er Dich eben so an einen Schurken glauben lassen wie an die edelsten Empfindungen, die seinem Inneren vielleicht ganz fremd sind. Mein Leben hat ununterbrochen der selben Darstellung gedient: ein Diener Gottes zu sein. Und ich bin stolz darauf. Ich konnte die Wirkungen meines Wortes beobachten, habe in den Gesichtern und Seelen der Menschen gelesen, zu denen ich sprach, und nur daran gedacht, was sie brauchten und ersehnten. Ein Ueberlegender mit starkem Wollen kann mehr Macht über die Gemüther bekommen als Einer, der auch für seine Worte und Thaten immer die Billigung eines Höheren sucht."

„Wie gefährlich kann solche Macht werden!"

„Ja. Wenn sie nicht in der rechten Weise gebraucht wird. Bei einem Abtrünnigen, zum Beispiel, der niederreißt, was Andere aufbauten. Ich bin der Diener eines Herrn, der für mich ein bloßer Name ist. Aber wenn er über uns wäre, müßte er zufriedener sein mit mir, der ihn nur im Munde führt, als mit Vielen, die ihn im Herzen tragen. Glaube mir, es gewährt einige Befriedigung, Denen, die kommen, das Beste schenken zu können: Trost und Hoffnung. Und selbst das Schönste zu gewinnen: Vertrauen.

Mein Lebensgeheimniß habe ich Dir entschleiert. Vielleicht stärkt es Dich, auf Deinem Weg zu bleiben, — auch ohne Führer."

Der Junge stöhnte. „Ich kann nicht. Nur das Bild, das ich von Dir hatte, hast Du mir zerstört. Lebe wohl."

— — — — — — — — — — — — — —

Der alte Pfarrer stand am Fenster, ließ seinen Blick dem Neffen folgen und besann, wie seltsam es sei, daß der einzige Mensch, der ihm nicht mehr vertraute, gerade Der sein mußte, dem er die Wahrheit gesagt hatte.

Wien. Helene Migerka.

ls

Balkanwirrniß.*)

Die Koalition der Mächte hat uns auf dem Berliner Kongreß nicht nur verhindert, eine wirkliche Entschädigung für die gebrachten Opfer zu erhalten, sondern sie hat sogar noch den Plan der Kompensationen für die slavischen Völker auf dem Balkan beschnitten, den selben Plan, mit dem die diplomatische Konferenz in Konstantinopel 1876, also vor dem Krieg, einverstanden war.

Das Bulgarien des Friedens von San Stefano, das vom Meer bis ans Meer reichte, wurde in drei Stücke gespalten. Ein Theil wurde ganz der Türkei zurückgegeben, der andere bildete ein autonomes Gebiet, das unter dem Namen Ostrumelien unter der Oberhoheit des Sultans blieb, und nur der dritte Theil wurde als Fürstenthum Bulgarien, freilich auch dem Sultan unterthan, anerkannt. Zwischen die zwei Theile des einen serbischen Stammes, zwischen Serbien und Montenegro, wurde der Sandschak Nowibazar als Keil geschoben und Oesterreich das Recht gegeben, dort Garnisonen zu halten. Und dasselbe Oesterreich erhielt „zur Wiederherstellung des Gleichgewichts" den Auftrag, zwei Provinzen zu besetzen: Bosnien und Herzegowina. Noch mehr: Spizza ging an Oesterreich über; sowohl die See- als die sanitäre Polizeiaufsicht in Antivari und längs der ganzen montenegrinischen Küste wurden Oesterreich-Ungarn überlassen; das unabhängige Montenegro verpflichtete sich, das in Dalmatien geltende Seerecht einzuführen, der montenegrinische Handel wurde dem Schutz der österreichisch-ungarischen Konsuln unterstellt. Diese Mißachtung nationaler Schicksale und Strömungen hatte die Wirkung, die man von ihr erwartet hat. Serbien fühlte sich im Norden von dem eisernen Ring der österreichischen Besitzungen umklammert, die es von der See abschnitten. In seinem politischen Bewußtsein schwoll das bittere Gefühl an, einsam, von Rußland verlassen zu sein. Machtlos, gegen Oesterreich anzukämpfen, gerieth es zeitweilig unter dessen wirthschaftlichen und politischen Einfluß. Der Möglichkeit beraubt, seine unvortheilhafte geographische Lage auf Kosten der von Oesterreich gewaltsam an sich gerissenen Territorien zu verbessern, wandte es sich, weil es mußte, nach dem Süden hin, indem es den Blick über Altserbien in das Wardarthal und weiter nach Saloniki richtete. Hier stieß es natürlich mit der bulgarischen Propaganda zusammen. Der Kampf beider slavischen Völker war eine unvermeidliche Folge der Lage, die unsere Diplomatie in Berlin nicht abzuwenden vermochte. Einer ihrer ärgsten Fehler war das übermäßige Streben nach Befriedigung der Eigenliebe: sie nahm Rumänien den Theil Bessarabiens, der uns bis

*) Ein paar Stückchen aus dem lesenswerthen Buch „Rußland als Großmacht" (vom Fürsten Trubetzkoi), das eine wichtige Zeitspanne russischer Geschichte umfaßt; die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart giebt es heraus. Vergiß nicht, deutscher Leser, daß ein Russe es schrieb!

zum Pariser Frieden gehört hatte, und gab ihm dafür die Dobrudscha. Durch diesen Akt stießen wir von uns ein Land zurück, mit dem uns früher so viele von Rußland erwiesene Wohlthaten verbanden und dessen Truppen noch soeben muthig in einer Reihe mit unseren gekämpft hatten. Für den Dreibund wurde ein neuer Verbündeter geschaffen, wir aber versperrten unseren Truppen den Zutritt in die europäische Türkei.

Der selbe Stempel der Unfähigkeit kennzeichnet die Aktionen der russischen Diplomatie auch nach dem Berliner Kongreß. Die „eigenwillige“ Einverleibung Ostrumeliens in Bulgarien, die ja einen Theil des Friedenspaktes von San Stefano verwirklichte, rief unseren Protest hervor und führte zur Entfernung Alexanders von Battenberg aus Sofia. Die russischen Generale, die das junge Fürstenthum bevormundeten, erreichten, daß die soeben von uns befreiten Bulgaren darüber nachzudenken anfingen, wie sie sich von ihren Wohlthätern befreien könnten. Endlich vollzog sich der langjährige Bruch der Beziehungen zwischen Rußland und dem Fürstenthum.

England übernahm die Rolle Rußlands und begünstigte die Slaven. In diese Zeit fällt ein interessantes Schreiben des Englischen Botschafters in Petersburg, Sir Robert Morier, an seinen Kollegen in Konstantinopel, Sir William White; am siebenundzwanzigsten Dezember 1885 schrieb Morier: „Die Thatsache ignoriren (wie es in England von jeder offiziellen und nichtoffiziellen Person, von jeder Zeitung und jedem Verein geschieht), daß die Bulgaren und die anderen Balkanvölker ihre Unabhängigkeit von der Türkei dem Blut und dem Geld Rußlands verdanken, ist der Gipfel der Ungerechtigkeit und von meinem Standpunkt aus zugleich auch dumm. Was kann daraus Gutes entstehen, daß man sich weigert, den Thatsachen ins Gesicht zu sehen? Vor dem Wort Panslavismus allein, wie manche Leute thun, in Hysterie zu gerathen, scheint mir der höchste Wahnsinn. Der Panslavismus ist eine Macht und kann, wie jede andere Macht, nützen oder schaden. Wird er im großen Kapf ums Dasein Stand halten? Oder wird er von dem Germanismus niedergedrückt werden? Fordert unser Interesse, daß er seine Kraft in Europa entfaltet oder daß er seine Kraft in Asien entwickelt? Das sind die Fragen, die mich interessiren und die ich mir zu beantworten suche; oder ich will mich wenigstens überzeugen, wie weit sie zu ergründen sind. Weil nur Sie mir richtigen Aufschluß gewähren können, möchte ich gern mit Ihnen darüber ausführlich sprechen. Mit Ihnen theile ich den Glauben: Für uns ist es sehr gut, daß die idiotischen russischen Bureaukraten, die auf dem Balkan das Blut von Hunderttausenden unschuldiger Bauern vergossen, in dem Volk, das sie mit diesem Blut befreiten, den bittersten Haß erzeugt haben. Wenn es Ihnen möglich ist, aus diesen Völkern eine Barriere zu machen, unabhängige Staaten zu schaffen, die den Kranken Mann in Konstantinopel vor dem Rasen der Stürme aus dem Norden schützen, so thun Sie es um Gottes

willen. Wenn sich diese Möglichkeit Ihnen in der natürlichen Entwickelung der Angelegenheiten von selbst ergiebt, wozu Sie als Vertreter einer der großen europäischen Signatarmächte und nicht als Vertreter britischer Sonderinteressen berufen sind. Nur betrachten Sie Dies nicht als das einzige Ziel Ihrer Politik. Gehen Sie nicht übereilt vor. Vergessen Sie nicht, daß schließlich die Hauptsache für uns Indien ist und daß wir niemals in europäischen Angelegenheiten versumpfen und dadurch die Handlungsfreiheit in Asien verlieren dürfen. Mit anderen Worten: wir können endgiltig mit Rußland die Rechnung begleichen entweder durch einen Krieg von den allerungeheuerlichsten Dimensionen oder durch ein Abkommen, das Jedem giebt, was ihm gebührt."

Unsere Gesellschaft, die nicht richtig zu unterscheiden vermochte, wer an dem Fiasko der slavischen Illusionen schuld sei, nach dessen Enthüllung sich in Serbien die Schutzherrschaft Oesterreichs festsetzte und Bulgarien Rußland ignorirte, unsere Gesellschaft erkaltete allmählich vollkommen dem Schicksal der „undankbaren Slaven" gegenüber. Die Gleichgiltigkeit gegen die äußere Politik entsprach der allgemeinen Reaktion und Apathie, die Rußland in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ergriffen hatten. Auf in den Volksniederungen auf dem Balkan, wohin die Nachrichten über die diplomatische Kurpfuscherei nicht gedrungen waren, fuhr man fort, alle Unbill den Türken oder den Schwaben zuzuschreiben, und das Bild Rußlands strahlte fleckenlos nach wie vor. Diesen Zauber förderte die uneigennützige und edle Arbeit der russischen Konsuln, bei denen auch weiterhin die Bedrängten und Beleidigten Hilfe und Schutz fanden. Und unser komplizirter diplomatischer Apparat im nahen Osten, der auf einen ganz anderen Schwung und auf andere Arbeit berechnet war, gehorchte dem Gesetz der Trägheit: er produzirte viel Papier und führte selten eine That herbei. Aus diesem Grund übte die Erinnerung an unsere Traditionen und Interessen im nahen Osten, als unter der Regirung Alexanders des Dritten die Idee vom Bau der sibirischen Eisenbahn entstanden war, gar keinen Einfluß auf diese Pläne, deren Verwirklichung eine Ablenkung unserer Kräfte von Europa nach Asien für lange Jahre erforderte.

Der Entschluß der russischen Regi
päisch-Rußland mit der Küste des Sti
und insbesondere unser aktives Hervor
richters zwischen Japan und China im
Minister der äußeren Angelegenheiten
skij, die Aufgabe, sich für die nächsten
in unserer europäischen Front, beso
sichern. Von seinem Aufenthalt auf
brachte Fürst Lobanow den Eindruc
Habsburgermonarchie ihr den selben
Frage fürs Erste „einfrieren" zu la

rung, die Verbindung von Euro-
llen Ozeans zu Ende zu führen,
treten in der Rolle eines Schieds-
Jahr 1895 stellte dem damaligen
, dem Fürsten Lobanow-Rostow-
Jahre vor allen Zufälligkeiten
nders also im nahen Osten, zu
dem Botschafterposten in Wien
mit, daß die innere Lage der
Wunsch eingab: die nahöstliche
ssen und sich vor allen Ueber-

raschungen auf dem Balkan zu sichern. So entstand das austro-russische Uebereinkommen vom Jahr 1897, das man sowohl in Wien als in Petersburg als eine Versicherung vor gegenseitigen Umtrieben betrachtete, als protocole de désintéressement, wie es der frühere Minister des Aeußeren bezeichnet hat. Die Aufgabe wurde jedoch durch die Erregung der Christen gegen die Uebergriffe der türkischen Gewalt und durch die Propaganda der Balkanstaaten, die diese Erregung wach erhielten, erschwert. Weil sie im Osmanischen Reich Symptome der Zersetzung und des Verfalls sahen, bemühten sie sich um die Wette, ihre Rechte auf die Erbschaft des Kranken Mannes zu befestigen, wobei sie kein Mittel verschmähten und in gleichem Maße das Kreuz, das Buch und den Dolch im Kampf gegen einander benutzten.

Zum Zweck der Beruhigung und zugleich der Erhaltung des Prinzips der territorialen Unantastbarkeit der Türkei und der Hoheitrechte des Sultans unternahmen Rußland und Oesterreich ein großes Reformwerk in Makedonien, dem sich zum Theil auch die anderen Mächte anschlossen. Die unmittelbare Aufgabe, die sie bewältigen wollten, die Besserung der Lage der christlichen Bevölkerung Makedoniens und die Beruhigung der Provinz, wurde durch die Abhängigkeit der örtlichen Verwaltung und des Gerichts von der Pforte und dem Sultan, aber auch durch die unaufhörlichen Kämpfe der Banden erschwert, denen die Türken gleichgiltig zusahen, die sie sogar manchmal schürten, weil sie in dieser gegenseitigen Ausrottung der kämpfenden Nationalitäten einen gewissen Vortheil erblickten.

Noch schwerer als in Makedonien konnte man das Uebereinkommen in den Balkanstaaten durchführen, wo der traditionelle Gegensatz in den Anschauungen und in den Zielen der russischen und der österreichischen Politik noch schärfer hervortrat. Dieser Gegensatz äußerte sich mit besonderer Kraft in Serbien nach der Thronbesteigung der Karageorgewitsch im Jahr 1903. Die Oeffentliche Meinung war von einer Reaktion gegen Alles erfaßt, was unter den Obrenowitsch geschehen war, insbesondere gegen den österreichischen Einfluß. Den hatte König Milan verbreitert, seit er 1882 einen Geheimvertrag mit Wien abgeschlossen hatte. Als unser Krieg im fernen Osten aufloderte und die Nachrichten über die russischen Niederlagen einander folgten, erschrak man in Belgrad und Sofia vor der Rückwirkung, die diese Ereignisse auf dem Balkan haben könnten. Das austro-russische Uebereinkommen war bei den Slaven niemals populär, aber sie erblickten immerhin in ihm eine gewisse Garantie gegen die Machenschaften Oesterreichs. Nach der Schwächung Rußlands entstand die Furcht, daß dieses Uebereinkommen seine Kraft einbüßen werde; deshalb blitzte endlich in Belgrad und Sofia das Bewußtsein der Nothwendigkeit auf, den brudermörderischen Kampf einzustellen und sich einander zu nähern, um aus der Einigung Kraft zu schöpfen. Das Ergebniß dieser Erkenntniß waren die Unterhandlungen über eine serbisch-bulgarische Zollunion. Leider wurde im letzten Augenblick mehr politisirt als ver-

nünftige Politik getrieben; und die vorzeitige Veröffentlichung des Ergebnisses der Unterhandlungen verhinderte den günstigen Abschluß. Oesterreich protestirte energisch gegen den Plan, durch dessen Ausführung es gehindert worden wäre, die Slaven noch länger gegen einander zu hetzen. Die Beziehungen zwischen Wien und Belgrad verschlechterten sich und bald kam es zum Zollkrieg. Für die Serben war dieser Umstand, trotz den zeitweilig erheblichen Verlusten, die sie zu tragen hatten, der erste Antrieb zur Erweckung des nationalen Gefühls und der produktiven Kraft.

Die Blicke der Leiter der belgrader Politik richteten sich natürlich, Unterstützung und Sympathie suchend, nach Petersburg; aber nicht von dort aus erfolgte der Schlag, der den ersten, aber verhängnißvollen Riß im austro-russischen Abkommen bewirkte. Die Behauptung des Fürsten Bismarck, daß die internationalen Bündnisse und Verpflichtungen nur unter dem Vorbehalt „rebus sic stantibus“ gelten, erhielt am Beispiel dieses Abkommens eine glänzende Bestätigung. Die Bedingungen, unter denen es 1897 abgeschlossen wurde, hatten sich schon im Jahr 1908 erheblich verändert. Oesterreich hatte soeben das Abkommen mit Ungarn für zehn Jahre geschlossen. Der neue Minister des Aeußeren, Baron Aehrenthal, wollte die Eintracht zwischen beiden Hälften der Monarchie durch die Rückkehr zur aktiven äußeren Politik, die sich als das beste Reizmittel des austro-ungarischen Patriotismus empfahl, noch mehr befestigen. Wenn man dazu noch den rein persönlichen Beweggrund, „einen kleinen Parlamentserfolg zu erlangen“, fügt, so wird uns sein Auftreten in den Delegationen verständlich; er kündet den Bau einer Eisenbahn an, die von der bosnischen Grenze über den Sandschak Nowibazar bis Mitrowitza führen sollte. Eigentlich hatte dieses Projekt eine mehr symbolische als reale Bedeutung. Es erinnerte Oesterreich-Ungarn an den traditionellen Drang nach der Küste des Aegaeischen Meeres (Saloniki); aber die geplante schmalspurige Bahn, die beträchtliche Bergeshöhen durchschneiden mußte, konnte an und für sich kaum eine ernste praktische Bedeutung in wirthschaftlicher oder in militärischer Beziehung haben. Thatsächlich blieb der alte Weg über Belgrad und Nisch die kürzeste Verbindung zwischen Wien, Budapest und den makedonischen Mittelpunkten. Man konnte nur durch eine künstliche Kombination der Tarife den Waaren eine andere Richtung geben, aber man durfte dabei nicht die gefährliche Konkurrenz der südlichen Wege aus dem Auge verlieren. Auch konnte Oesterreich im Fall eines Krieges seine Truppen kaum nach der Türkei hinüberwerfen, ohne sich eine Verbindung mit seiner Basis über Serbien zu sichern. Also führte in Friedens- wie in Kriegszeit der Hauptweg nach Saloniki für Oesterreich über Belgrad und nicht über Mitrowitza.

Der Lärm, den das Auftreten des Herrn von Aehrenthal bewirkte, hatte ein Ergebniß, das sein Urheber wohl nicht erwartet hatte: er weckte den eingeschlafenen Trieb zur allgemeinen Slaveneinigung.

Fürst Trubetzkoi.

Scheidemandel.

Von der Aktiengesellschaft für chemische Produkte vormals L. Scheidemandel in Berlin wird schon seit Jahren gesprochen. Nicht, weil wichtige Börsenereignisse auf sie hinwiesen (die Aktie wird nur in München amtlich gehandelt und hat kein großes Publikum gefunden), sondern, weil die Gesellschaft den amerikanischen Trustgedanken besser als irgendein anderes deutsches Unternehmen verkörpert. Aus einer Fabrik in Landshut entwickelte sich der deutsche Leimtrust, der ein die Welt umspannendes Monopol erworben hat. Der Gedanke war furchtbar, wurde aber durch die Schwierigkeiten der Struktur gehemmt. Eine Monopolisirung ist auf dem Knochenmarkt nicht denkbar. Die Eigenart des Produktes und seines Handels läßt konkurrenzlose Beherrschung des Einkaufs nicht zu. Weil die Unternehmer sich darüber täuschten, mußte das System scheitern. Scheidemandel hat in den letzten Jahren hohe Dividenden (dreimal je 15 Prozent) vertheilt; in den siebenzehn Jahren niemals weniger als 5 und im Durchschnitt fast 13 Prozent. Das letzte Arbeitjahr blieb dividendenlos; brachte nur das für Abschreibungen Nöthige. Zwingt solcher Sturz nicht zu der Annahme, daß die Finanztaktik der Gesellschaft schon lange falsch war?

In Landshut hatte sie ein solides und ruhiges Dasein geführt. Ein gut aufgebautes Unternehmen, das sein Kapital anständig verzinste. Fünfmal wurden je 18 Prozent vertheilt. Dann fing die neue Aera an: Berlin. Der Schwerpunkt des Geschäftes glitt nach Norddeutschland. Um den Hauptsitz gruppirten sich, außer den landshuter Stammbetrieben, fünfzehn Fabriken. Das neue Kapitel begann 1905. Mit einem Dividendenrückgang auf sieben und fünf Prozent. Damals wurde zuerst der Name des Mannes genannt, der auf die Entwickelung des Unternehmens den größten Einfluß gewann: Alois Löw. Ihm gehörten drei Chemische Fabriken (Lüneburg, Ohlau, Berlin-Heiligensee), die 1904 von Scheidemandel übernommen wurden. Löw bekam einen großen Posten Aktien und dadurch im Concern eine starke Stellung. Er stellte seine Energie und sein Geld zur Verfügung und die Verluste des Unternehmens haben ihn und die übrigen Großaktionäre hart betroffen. Aber es handelt sich nicht nur um Privatschmerzen. Daß die einst auf 300 Prozent bewerthete Aktie jüngst zu 90 Prozent notirt wurde, daß ein von der Börse auf 30 Millionen geschätztes Kapital plötzlich nur noch 10 Millionen werth war, ist nicht so wichtig wie der Mißerfolg eines geschäftlichen Systems. Ein Aktienunternehmen muß mit der Oeffentlichkeit rechnen, selbst wenn der größte Theil der Aktien Leuten gehört, die der Gesellschaft nah stehen. Als die Aktie stürzte, war Niemand da, sie aufzuhalten. Auch hat die Gesellschaft Obligationen ausgegeben, die in Berlin notirt und gehandelt werden: 3,20 Millionen fünfprozentiger Schuldverschreibungen; 1909 von der Dresdener Bank zu 102 herausgebracht. Wie viele von diesen Stücken dem Emissionhaus geblieben sind, weiß man nicht. Aber sie sind natürlich auch ins Publikum gekommen; wieder ein Grund zu öffentlicher Betrachtung.

Der Kurs der Obligationen, der im Vorjahr zwischen 104 und 100 schwankte, sank in der Zeit des Aktiensturzes ziemlich schnell auf 92. Die Dresdener Bank hat offenbar nicht viel gethan, um das zum Verkauf angebotene Material aufzunehmen. Oder sie kaufte nur zu den niedrigsten Preisen zurück. Außerdem hat Scheidemandel eine Bankschuld von acht Millionen. Kreditgeber waren: Dresdener Bank, Allgemeine Verkehrsbank in Wien, Oesterreichische Länderbank und die wiener Bankfirma Gebrüder S. & M. Reitzes. Dieses Haus gehört zu den reichsten Geldmächten Oesterreichs und man sah in seiner Zugehörigkeit zum Scheidemandelconcern dessen festeste Stütze. Reitzes hatte aber schon ein Optionrecht auf drei Millionen Mark neuer Aktien, deren Ausgabe im März 1913 beschlossen war, nicht ausgeübt. Damals glaubte man noch an das Glück des Knochenleims; denn die Jungen Aktien sollten nicht unter 220 Prozent begeben werden. (Vorher waren, im November 1911, drei Millionen Mark zu 250 Prozent emittirt worden; und seit 1908 brachte jedes Jahr eine Kapitalserhöhung.) Man brauchte neue Betriebsmittel und wollte einen Theil der Bankenschuld tilgen. Aber die Transaktion unterblieb; und Reitzes kündigte Scheidemandel den Kredit. Sah er das Unheil schon nahen?

Die Gesellschaft hat erklärt, daß ihr Fabrikationgeschäft gesund sei und gut arbeite. Der Minderertrag des letzten Jahres sei durch die verschlechterte Konjunktur, die hohen Preise des Rohmaterials, die drückende Zinsenlast bewirkt worden. Aber es kommt nicht auf die Details des Geschäftes, sondern auf die Lösung des Finanzproblems an. Wird es gelingen, die schwere Rüstung weiterzutragen? Ein Riesenapparat kann nichts ausrichten, wenn ihm das Geld fehlt. Seit dem Jahr 1909 hat sich Scheidemandels Machtbereich um rund 50 Gesellschaften und Fabriken erweitert. Von diesen Unternehmen sind einzelne in Liquidation gekommen, andere abgetrennt worden. Aber die Verschachtelung wurde dadurch nur um ein paar Nebenfächer verringert. Die Freunde sagen, die Gesellschaft sei gezwungen worden, Fabriken anzukaufen, um die Führung in ihrer Industrie, in der Knochenverwerthung, zu behalten. Dann haben die Herren die Folgen ihres Handelns eben nicht klar erkannt; und deshalb werden sie mit Recht getadelt. Die Scheidemandelgruppe glaubte, die besten Verfahren für Leimgewinnung zu besitzen (die Ungläubigen warnten, auf den „Wunderleim“ zu gehen), und erstrebte ein Monopol. Sie gründete die Rohprodukten-Handelsgesellschaft m. b. H., die in Berlin die Knochenlieferung für die Fabriken des Leimtrust centralisiren sollte. Daß es trotzdem nicht gelang, den Preis des Rohmaterials auf ausreichende Höhe zu bringen, ist ein Beweis für die Fehler in der Konstruktion. Der starke Concern konnte die Preisbewegung nicht so ordnen, wie ers, im Interesse seiner eigenen Fabrikation, wünschen mußte. Und dabei sollte das Trustprogramm nicht nur Leim, Knochenfett und Knochendünger, sondern auch den Rohhäutehandel, die Beinwaren- und Gelatineindustrie umfassen.

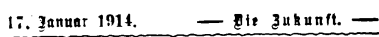
Daß es ein Fehler war, nicht zunächst den Aktien einen breiten Markt zu sichern, ist schließlich erkannt worden. Scheidemandel blieb

auf die paar Hauptaktionäre und auf die Banken angewiesen; aus den großen Strombetten des Geldes floß ihm nichts zu. Um sich von den Lasten der Finanzirung zu befreien, gründete man im Juni 1912 eine Trustgesellschaft und holding company: die Société Auxiliaire de l'Industrie Chimique in Antwerpen. Von dem 12 Millionen Francs betragenden Aktienkapital übernahm Scheidemandel die Hälfte. Mitgründer waren: Reitzes; Seligmann Frères & Cie. in Paris; die Compagnie Commerciale Française in Paris; die Banque de Reports, de Fonds Publics et de Depots in Antwerpen. Zweck: Betheiligung an Unternehmungen der Chemischen Industrie in Europa und Ueebersee; Erwerb und Ausbeutung der Patente und Verfahren Scheidemandels. Die Entlastung auf dem Betheiligungskonto war nicht beträchtlich. Am dreißigsten September 1912 war es noch mit 16,50 Millionen (bei 11 Millionen Aktienkapital) ausgewiesen. Ueber den Ertrag der Betheiligungen hat man schon im letzten Geschäftsbericht nichts mehr erfahren. Das gab Gewinne aus „Fabrikation und Betheiligungen" in einer Summe an; und in der Generalversammlung wurde, der Konkurrenz wegen, die Auskunft verweigert. Bis Mai 1913 war Herr Friedrich Müller Generaldirektor; dann hieß es, daß er „in Folge freundschaftlichen Uebereinkommens im Lauf des Jahres aus seiner Stellung scheiden werde, um als Ordentliches Mitglied in den Vorstand der Auergesellschaft einzutreten"; in den Aufsichtrathsstellen des Scheidemandelconcern werde er bleiben. Herr Müller hatte die Taktik der Gesellschaft stets mit besonderem Eifer vertheidigt; ob sie noch jetzt für richtig gehalten wird?

Die Entscheidung muß von Wien kommen. In der Bilanz ist, nach der Bankschuld, der Hauptfaktor: das Aktienkapital der Gesellschaft für Chemische Industrie in Wien. Diese Gesellschaft sollte mit Scheidemandel verschmolzen werden; da die österreichische Regirung diese Fusion nicht wollte, begnügte man sich mit einem Aktienaustausch, der von 14 Millionen Kronen 13,78 in den Besitz der Berliner brachte. Diese Betheiligung steht bei Scheidemandel mit etwa 3 Millionen Mark zu Buch. Eine Dividende hat das österreichische Unternehmen noch nie gegeben; es hat sogar einen Verlustvortrag von 450000 Kronen zu tilgen. Neben der Länderbank ist eine „Erzherzogliche Vermögensverwaltung" an dem Schicksal der Gesellschaften interessirt. An die Ausgabe neuer Aktien oder Obligationen ist einstweilen nicht zu denken. Die Gesellschaft muß ihre Lebensmöglichkeit erst wieder glaubhaft machen, ehe sie Emissionen wagen kann. Die schönen Tage hoher Dividenden und hohen Agios sind vorüber. Bewiesen ist aber, daß die Finanzpolitik solcher Gesellschaften die Weite des Börsenmarktes zum Leben braucht. Nun müßte zunächst die Bankschuld getilgt werden. Daran scheint die Gesellschaft zu denken. Sie hat schon zwei Fabriken (Neukranz und Heiligensee) verkauft. Eine „Mobilisirung" dieser Art ist mit dem Trustprogramm unvereinbar. Scheidemandel konzentrirt sich rückwärts. Und die Moral der Geschichte ist: Den Kredit beim Publikum, der Emissionen ermöglicht, kann kein Bankenkredit ersetzen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Theater am Nollendorfplatz.
Täglich 8 Uhr:
Freddy u. Teddy.

Kleines Theater.
Heute 8 Uhr:
Jettchen Gebert.
Morgen und folgende Tage, 8 Uhr:
Jettchen Gebert.

Gebr. Herrnfeld Theater
Was sagen Sie zu Leibusch?!

Metropol-Theater.
Abends 8 Uhr:
Die Reise um die Erde in 40 Tagen
Grosses Ausstattungsstück mit Gesang und Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier Benutzung des Jules Verne'schen Romanes von Julius Freund.
Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard Schultz.

Zirkus Busch.
Die neue grosse Ausstattungs-Pantomime:
POMPEJI.

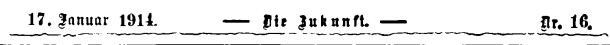
Wintergarten
Das glänzende Januar-Programm.

Thalia-Theater
Die Tango-Prinzessin.
Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten von J. Kren und C. Kraatz. Gesangstexte von Alfr. Schönfeld.
:-: **Musik von Jean Gilbert.** :-:

Victoria-Café
Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse
Eis-Arena Allabendlich: **Kunstlauf-Produktionen** **Prunkvolle Eis-Ballets** **Admirals-Theater**
Admirals-Bad **Tag und Nacht :: geöffnet ::** **Herren- und Damen-Abteilung** **Luxus-Bäder** stets abwechslungsr. interess. Programm.

SCHAUSPIELSCHULE MARIA MOISSI
BERLIN W., Kurfürsten-Strasse 116
unter Mitwirkung von **ALEXANDER MOISSI** und anderen namhaften Lehrkräften
Ausbildung bis zur Bühnenreife ▫▫ Prospekte gratis




Licht-Spiele
Mozart-Saal
Nollendorfplatz
Das glänzende
Programm


Haustrinkkuren
Gegen Gicht, Rheumatismus
Brambacher Radium-Wasser.
Radium-Bad Brambach U. 10.
Königreich Sachsen.


:: Thüri ger :: Waldsanatorium
Schwarzeck
Bad Blankenburg-Thüringer Wald
Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Frauenkr., Aderverkalk., Abhärt., Erholg., Mast- u. Entfettgsk. usw.
Leit Aerzte:
San.-Rat Dr. Wiedeburg,
Dr. Wichura,
San.-Rat Dr. Poensgen
Dr Kröl.
Prospekt kostenlos

Auf Grund des von der Zulassungsstelle an der Börse zu Berlin genehmigten Prospektes sind

M. 4000000 5%ige vom 1. Juli 1919 ab zu 103% rückzahlbare Schuldverschreibungen

der

Gewerkschaft Ludwig II., Staßfurt

eingeteilt in Stück 4000 Teilschuldverschreibungen No. 1—4000 zu je M. 1000

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen.
Wir legen diese

M. 4000000 Schuldverschreibungen

unter nachstehenden Bedingungen zur öffentlichen Zeichnung auf.

1. Zeichnungen werden bis einschließlich

Dienstag, 20. Januar 1914

gleichzeitig

in Berlin bei dem Bankhause **Delbrück Schickler & Co.,**
„ „ „ **Jacquier & Securius,**
„ „ „ **Gebrüder Schickler,**
„ **Halle a. S.** „ „ „ **H. F. Lehmann,**
„ **Köln a. Rh.** „ „ „ **J. H. Stein,**
„ **Leipzig** „ „ „ **Frege & Co.,**
„ **Magdeburg** „ „ **Magdeburger Bankverein** und dessen Filialen in Aschersleben, Braunschweig, Burg b. M., Cöthen in Anhalt, Dessau, Hildesheim, Mühlhausen i. Thür., Naumburg a. S., Nordhausen Peine, Salzwedel und Stendal, sowie dessen Commandite G. Vogler in Quedlinburg

auf Grund des bei diesen Stellen kostenfrei erhältlichen Anmeldeformulars während der Geschäftsstunden entgegengenommen. Die Bestimmung des Zeitpunktes, bis zu welchem am letzten Zeichnungstage Zeichnungen angenommen werden, bleibt dem Ermessen jeder Stelle vorbehalten.

2. Der Zeichnungspreis beträgt

99%

zuzüglich Stückzinsen vom 1. Januar 1914. **Stempel der Zuteilungsschlußnote zu Lasten der Zeichner.**

3. **Bei der Zeichnung ist auf Verlangen der Zeichenstelle eine Kaution von 5% des gezeichneten Betrages in bar oder börsengängigen, von der betreffenden Stelle für zulässig erachteten Wertpapiere zu hinterlegen.**
4. Die Zuteilung, welche sobald als möglich nach Schluß der Zeichnung durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner geschieht, unterliegt dem freien Ermessen jeder einzelnen Zeichnungsstelle.
Zeichnungen, welche unter Uebernahme einer Sperrverpflichtung erfolgen, finden vorzugsweise Berücksichtigung.
5. Die zugeteilten Stücke sind gegen Zahlung des Kaufpreises bei derselben Stelle, bei der die Anmeldung geschehen ist, in der Zeit **vom 2. Januar bis 12. Februar 1914** einschließlich abzunehmen.

Berlin, Halle a. S., Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, im Januar 1914.

Delbrück Schickler & Co. Jacquier & Securius.
Gebrüder Schickler. H. F. Lehmann. J. H. Stein.
Frege & Co. Magdeburger Bankverein.

Der Ernst-Haeckel-Schatz für Monismus, der dem berühmten Naturforscher zu seinem 80. Geburtstag am 16. Februar übergeben werden soll, hat bis jetzt die Höhe von 31 907,29 Mark erreicht. Ernst Haeckel hat, wie uns aus Jena geschrieben wird, schon vor längerer Zeit dem Deutschen Monistenbund eine Anzahl der von ihm gemalten Landschaftsbilder (Originale) zur Verfügung gestellt, die er mit Namensunterschrift und Bezeichnung versehen hat. Den Gebern zum Ernst-Haeckel-Schatz, die 1000 Mark und mehr beigetragen haben, wird zum Dank und Andenken je ein solches Aquarell zugesandt werden.







Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.